Alexander Puschkin
Die Geschichten des verstorbenen Iwan Petrowitsch Belkin

Original:

Повести покойного Ивана Петровича Белкина

Translator Alexander Eliasberg

Die Geschichten des verstorbenen Iwan Petrowitsch Belkin ist der Titel einer Sammlung von Erzählungen des russischen Schriftstellers Alexander Puschkin.

Die Geschichten entstanden im Herbst 1830 und waren das erste abgeschlossene Prosawerk des Dichters.

01. Der Schuß (Выстрел)
02. Der Schneesturm (Метель)
03. Der Sargmacher (Гробовщик)
04. Der Stationsaufseher (Станционный смотритель)
05. Das Fräulein als Bäuerin (Барышня-крестьянка)

Ebook: http://originalbook.ru

Der Schuß

I

Wir lagen im Städtchen ***. Das Leben eines Linienoffiziers ist ja bekannt. Morgens Exerzierplatz und Reitschule; Mittagessen beim Regimentskommandeur oder im jüdischen Wirtshause, und abends Punsch und Karten. In *** gab es keine einzige Familie, bei der man verkehren könnte, und kein einziges junges Mädchen. Wir versammelten uns beieinander, wo wir nichts als unsere Uniformen sahen.

Nur ein einziger Mensch gehörte zu unserem Kreise, ohne Militär zu sein. Er war an die fünfunddreißig Jahre alt und wurde von uns daher wie ein alter Mann behandelt. Seine Erfahrungen gaben ihm verschiedene Vorzüge vor uns; zudem hatten seine gewöhnlich finstere Stimmung, sein schroffer Charakter und seine böse Zunge einen mächtigen Einfluß auf unsere jugendlichen Gemüter. Etwas Geheimnisvolles umhüllte sein Schicksal; er schien Russe zu sein, obwohl er einen fremden Namen trug. Einst hatte er bei den Husaren gedient und sogar mit gutem Erfolg; niemand kannte die Ursache, die ihn bewogen hatte, den Dienst zu quittieren und sich im armseligen Städtchen niederzulassen, wo er zugleich ärmlich und verschwenderisch lebte: er ging stets zu Fuß und trug einen alten schwarzen Rock, hielt aber für sämtliche Offiziere unseres Regiments ein offenes Haus. Die Diners, die er uns gab, bestanden allerdings nur aus zwei oder drei Gerichten, die ein alter, verabschiedeter Soldat zubereitete, aber der Champagner floß in Strömen. Sein Vermögen und seine Einnahmen waren unbekannt, und niemand wagte, ihn darüber zu befragen. Er besaß auch Bücher, zum größten Teil militärischen Inhalts, und auch Romane. Er gab sie uns gerne zum Lesen und verlangte sie niemals zurück; dafür gab er auch ein Buch, das er selbst entlieh, niemals dem Besitzer zurück. Seine Hauptbeschäftigung war das Schießen mit Pistolen. Die Wände seines Zimmers waren mit Kugeln gespickt und voller Löcher wie die Honigwaben. Eine reiche Pistolensammlung war der einzige Luxus der ärmlichen Hütte, in der er wohnte. Die Kunst, die er sich im Schießen angeeignet hatte, war ganz außerordentlich, und hätte er sich erboten, einem von uns eine Birne von der Mütze zu schießen, so würde sich niemand im ganzen Regiment geweigert haben, ihm seinen Kopf hinzuhalten. Unsere Gespräche drehten sich oft um Duelle; Silvio (so will ich ihn nennen) mischte sich niemals in diese Gespräche ein. Die Frage, ob er schon Duelle gehabt habe, beantwortete er trocken, daß es solche Fälle wohl gegeben habe, aber auf Einzelheiten ließ er sich niemals ein, und es war uns klar, daß solche Fragen ihn unangenehm berührten. Wir glaubten, daß er auf dem Gewissen irgendein unglückliches Opfer seiner unheimlichen Kunst habe. Übrigens kam es uns niemals in den Sinn, ihn einer Regung zu verdächtigen, die nur irgendwie der Feigheit

ähnlich sähe. Es gibt Menschen, deren äußeres allein schon jeden derartigen Verdacht ausschließt. Ein unerwarteter Vorfall setzte uns alle in Erstaunen.

Einmal aßen zehn Offiziere unseres Regiments bei Silvio zu Mittag. Man trank wie gewöhnlich, das heißt sehr viel; nach dem Essen baten wir den Hausherrn, uns eine Bank zu halten. Erst weigerte er sich, denn er spielte fast nie; endlich ließ er aber die Karten holen, schüttete ein halbes hundert Dukaten auf den Tisch und setzte sich, um die Karten zu geben. Wir umringten ihn, und das Spiel begann. Silvio hatte die Angewohnheit, beim Spiel vollkommenes Stillschweigen zu beobachten; niemals stritt er oder ließ sich auf Erklärungen ein. Wenn aber einer der Spieler sich verrechnete, so zahlte er sofort den Überschuß aus oder schrieb das Fehlende auf. Wir wußten das schon und hinderten ihn nicht, auf seine Art zu walten; aber unter uns befand sich ein Offizier, der erst vor kurzem zu uns versetzt worden war. Beim Spiele bog er aus Zerstreutheit eine Ecke zuviel ein. Silvio nahm die Kreide und brachte die Rechnung nach seiner Gewohnheit in Ordnung. Der Offizier glaubte, er hätte sich geirrt, und versuchte sich mit ihm auseinanderzusetzen. Silvio fuhr fort, schweigend die Karten auszuteilen. Der Offizier verlor die Geduld, nahm die Bürste und wischte das, was er für irrtümlich angeschrieben hielt, ab. Silvio nahm die Kreide und schrieb es wieder auf. Der durch den Wein, das Spiel und das Lachen der Kameraden erhitzte Offizier hielt sich für grausam beleidigt, ergriff in seiner Wut einen Messingleuchter vom Tisch und warf ihn auf Silvio, dem es kaum gelang, dem Wurfe auszuweichen. Wir wurden alle verlegen. Silvio erhob sich, erbleichte und sagte mit funkelnden Augen: »Mein Herr, wollen Sie sich entfernen und danken Sie Gott, daß dies in meinem Hause geschehen ist.«

Wir zweifelten nicht an den Folgen und betrachteten unseren neuen Kameraden schon als tot. Der Offizier erklärte, daß er dem Herrn Bankhalter jede gewünschte Satisfaktion geben werde, und entfernte sich. Das Spiel dauerte noch einige Minuten; da wir aber merkten, daß der Hausherr nicht mehr bei der Sache war, gaben wir einer nach dem anderen das Spiel auf und kehrten in unsere Quartiere zurück, unterwegs über die Vakanz, die es wohl bald geben würde, sprechend.

Am anderen Tage in der Reitschule fragten wir uns schon, ob unser armer Leutnant noch am Leben sei, als er selbst unter uns erschien; wir richteten an ihn die gleiche Frage. Er antwortete, daß er von Silvio noch nichts gehört habe. Dies setzte uns in Erstaunen. Wir gingen zu Silvio und trafen ihn schon auf dem Hofe, damit beschäftigt, Kugel auf Kugel in ein ans Tor geklebtes Aß zu jagen. Er empfing uns wie gewöhnlich und erwähnte den gestrigen Vorfall mit keinem Worte. Es vergingen drei Tage, unser

Leutnant war noch immer am Leben. Wir fragten uns erstaunt: »Wird sich Silvio denn gar nicht schlagen?«

Silvio schlug sich nicht. Er gab sich mit einer kurzen Erklärung zufrieden und söhnte sich mit seinem Gegner aus. Dies schadete anfangs außerordentlich seinem Ansehen bei der Jugend. Mangel an Mut wird am allerwenigsten bei den jungen Leuten verziehen, die in der Tapferkeit gewöhnlich den Gipfel aller menschlichen Tugenden und eine Entschuldigung für alle möglichen Laster sehen. Nach und nach wurde das aber vergessen, und Silvio erwarb sich wieder seinen früheren Einfluß.

Ich allein vermochte ihm nicht mehr nahezukommen. Von Natur mit einer romantischen Phantasie begabt, hatte ich mich früher mehr als alle diesem Menschen angeschlossen, dessen Leben ein Rätsel war und der mir als Held eines geheimnisvollen Romans erschien. Er liebte mich; wenigstens gab er im Verkehre mit mir allein seine schroffe und lästerliche Art auf und sprach mit mir über alle möglichen Gegenstände einfach und ungemein angenehm. Aber nach jenem unglückseligen Abend wollte mich der Gedanke, daß seine Ehre befleckt und nach seinem eigenen Willen nicht reingewaschen sei, nicht verlassen und hinderte mich, ihn wie früher zu behandeln; ich mußte mich schämen, ihn anzusehen. Silvio war zu klug und zu erfahren, um das nicht zu merken und die Ursache dieser Veränderung nicht zu erraten. Dies schien ihn zu kränken; wenigstens sah ich ihm einige Male den Wunsch an, sich mit mir auseinanderzusetzen; ich ging aber jeder Gelegenheit dazu aus dem Wege, und Silvio gab mich auf. Von nun an sah ich ihn nur noch in Gesellschaft von Kameraden, und unsere früheren vertrauten Gespräche hörten auf.

Die an Zerstreuungen reichen Bewohner der Hauptstadt haben keine Vorstellung von vielen Aufregungen, die den Bewohnern der Dörfer und kleinen Städte bekannt sind, z. B. von der Erwartung des Posttages: jeden Dienstag und Freitag war unsere Regimentskanzlei mit Offizieren angefüllt; der eine erwartete Geld, der andere einen Brief, der dritte Zeitungen. Die Sendungen wurden gewöhnlich gleich geöffnet und alle Neuigkeiten mitgeteilt, und so bot die Kanzlei ein sehr belebtes Bild. Silvio bekam seine Briefe an die Adresse unseres Regiments und befand sich gewöhnlich auch in der Kanzlei. Einmal übergab man ihm einen Brief, den er mit dem Ausdrucke größter Ungeduld entsiegelte. Während er den Brief überflog, funkelten seine Augen. Die Offiziere, die mit ihren eigenen Briefen beschäftigt waren, merkten nichts. »Meine Herren,« sagte ihnen Silvio, »die Umstände verlangen meine sofortige Abreise; ich verreise heute nacht; ich hoffe, daß Sie es mir nicht abschlagen werden, bei mir zum letzten Male zu Mittag zu essen. Ich erwarte auch Sie,« fuhr er fort, sich an mich wendend, »ich erwarte Sie unbedingt.« Mit diesen Worten entfernte er sich

eilig, während wir, nachdem wir uns verabredet hatten, uns bei Silvio zu treffen, auseinandergingen.

Ich kam zu Silvio zur festgesetzten Stunde und traf bei ihm fast das ganze Regiment an. Alle seine Sachen waren schon gepackt; es blieben nur die nackten, zerschossenen Wände zurück. Wir setzten uns zu Tisch; der Hausherr war außerordentlich gut aufgelegt, und die lustige Stimmung wurde bald allgemein; die Pfropfen knallten jeden Augenblick, die Gläser schäumten unaufhörlich, und wir wünschten dem Abreisenden mit dem größten Eifer gute Reise und jeden Segen. Wir erhoben uns sehr spät vom Tische. Als wir aufbrachen, nahm Silvio beim Abschied mich bei der Hand und hielt mich, als ich schon fortgehen wollte, zurück. »Ich muß mit Ihnen sprechen,« sagte er leise. Ich blieb.

Die Gäste waren fort, und wir blieben allein. Wir setzten uns einander gegenüber und begannen schweigend unsere Pfeifen zu rauchen. Silvio schien besorgt; von seiner früheren krampfhaften Lustigkeit war keine Spur geblieben. Die düstere Blässe, die funkelnden Augen und der dichte Tabaksrauch, der ihm aus dem Munde kam, verliehen ihm das Aussehen eines echten Teufels. Es vergingen einige Minuten, und Silvio brach das Schweigen. »Vielleicht sehen wir uns nie wieder,« sagte er mir. »Vor der Trennung möchte ich mich Ihnen gegenüber aussprechen. Sie werden wohl bemerkt haben, daß ich auf fremde Meinung nicht viel gebe; Sie aber liebe ich, und es wäre mir peinlich, in Ihrer Phantasie eine ungerechte Vorstellung zu hinterlassen.«

Er hielt inne und begann seine ausgebrannte Pfeife neu zu stopfen; ich schwieg und hielt die Augen gesenkt. »Es kam Ihnen seltsam vor,« fuhr er fort, »daß ich von diesem betrunkenen Narrn R.*** keine Satisfaktion gefordert habe. Sie werden doch zugeben, daß sein Leben, da ich die Wahl der Waffe hatte, sich in meiner Hand befand, während das meinige fast außer jeder Gefahr war; ich könnte meine Mäßigung meiner Großmut allein zuschreiben, ich will aber nicht lügen. Könnte ich den R.*** züchtigen, ohne mein Leben einer Gefahr auszusetzen, so würde ich es ihm nicht verziehen haben.«

Ich sah Silvio erstaunt an. Dieses Geständnis machte mich ganz wirr. Silvio fuhr fort:

»Es ist so: ich habe nicht das Recht, mich einer Lebensgefahr auszusetzen. Vor sechs Jahren habe ich eine Ohrfeige bekommen, und mein Feind ist noch am Leben.«

Meine Neugier war im höchsten Grade erregt. »Sie haben sich mit ihm nicht geschlagen?« fragte ich. »Dann haben wohl die Umstände Sie von ihm getrennt?«

»Ich habe mich mit ihm wohl geschlagen,« antworte Silvio, »und hier ist die Erinnerung an unseren Zweikampf.«

Silvio stand auf und holte aus einem Karton eine rote Mütze mit goldener Quaste und goldener Tresse (wie sie die Franzosen bonnet de police nennen); er setzte sie auf; sie war zwei Zoll über der Stirne durchschossen. »Sie wissen,« fuhr Silvio fort, »daß ich im ***schen Husarenregiment gedient habe. Mein Charakter ist Ihnen bekannt: ich bin gewohnt, überall die erste Rolle zu spielen; aber in meiner Jugend war das bei mir geradezu eine Leidenschaft. In unserer Zeit waren tolle Streiche in Mode: ich war wohl der tollste Offizier in der ganzen Armee. Wir prahlten mit unserer Kunst zu trinken: ich übertraf darin den berühmten, von Denis Dawydow besungenen Burzow. Duelle gab es in unserem Regiment jeden Augenblick: ich beteiligte mich an allen entweder als Zeuge oder als handelnde Person. Die Kameraden vergötterten mich, und die Regimentskommandeure, die jeden Augenblick wechselten, betrachteten mich als ein unvermeidliches Übel.

So genoß ich ruhig (oder unruhig) meinen Ruhm, als in unser Regiment ein junger Mann aus einer reichen und vornehmen Familie eintrat (seinen Namen will ich nicht nennen). Seit ich lebe, habe ich noch keinen so glücklichen und glänzenden Menschen gesehen. Denken Sie sich Jugend, Geist, Schönheit, die tollste Lustigkeit, die verwegenste Tapferkeit, einen wohlklingenden Namen, unglaublichen Reichtum, der sich niemals erschöpfte, und stellen Sie sich nun den Eindruck vor, den er auf uns machte. Meine Vorherrschaft geriet ins Schwanken. Von meinem Ruhme geblendet, suchte er anfangs meine Freundschaft; ich nahm ihn aber sehr kühl auf, und er verließ mich ohne jedes Bedauern. Ich fing ihn zu hassen an. Seine Erfolge im Regiment und bei den Frauen brachten mich zur Verzweiflung. Ich suchte einen Streit mit ihm. Meine Epigramme beantwortete er mit Epigrammen, die mir immer unerwarteter und beißender als die meinigen erschienen und die natürlich unvergleichlich lustiger waren: er scherzte, während ich wütete. Endlich, als ich ihn einmal auf einem Balle bei einem polnischen Gutsbesitzer als Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Damen und besonders der Hausfrau, mit der ich ein Verhältnis hatte, sah, sagte ich ihm eine platte Grobheit ins Ohr. Er fuhr auf und gab mir eine Ohrfeige. Wir stürzten nach unseren Säbeln; die Damen fielen in Ohnmacht; man brachte uns auseinander, und in der gleichen Nacht fuhren wir noch hinaus, um uns zu schlagen.

Es war beim Tagesanbruch. Ich stand mit meinen drei Sekundanten an der verabredeten Stelle. Mit unbeschreiblicher Ungeduld wartete ich auf meinen Gegner. Die Frühlingssonne war schon aufgegangen, und es fing an, heiß zu werden. Ich sah ihn in der Ferne. Er ging zu Fuß, hatte seinen Waffenrock am Säbel hängen und war

von nur einem Sekundanten begleitet. Er näherte sich, eine Mütze voll Kirschen in der Hand. Die Sekundanten maßen uns zwölf Schritte ab. Ich hatte als erster zu schießen; aber meine Wut war so groß, daß ich mich auf die Sicherheit meiner Hand nicht verlassen wollte und ihm den ersten Schuß abtrat, um mich indessen etwas abzukühlen; mein Gegner wollte darauf nicht eingehen. Es wurde beschlossen, das Los entscheiden zu lassen: die erste Nummer fiel auf ihn, den ewigen Liebling Fortunas. Er zielte, und seine Kugel durchbohrte meine Mütze. Nun war ich an der Reihe. Endlich hatte ich sein Leben in meiner Hand; ich sah ihn gierig an und bemühte mich, aus seinem Gesicht auch nur einen Schatten von Unruhe zu entdecken. Während er vor meiner Pistole stand, suchte er sich aus seiner Mütze die reifen Kirschen aus und spuckte die Steine vor sich hin, so daß sie mir fast vor die Füße flogen. Seine Gleichgültigkeit machte mich rasend. Was nützt es, dachte ich mir, ihm das Leben zu nehmen, wenn er so wenig Wert darauf legt. Ein böser Gedanke ging mir durch den Kopf. Ich senkte die Waffe. ›Mir scheint, Sie denken jetzt nicht an den Tod,‹ sagte ich ihm: ›Sie belieben zu frühstücken; ich will Sie nicht stören.&‹nbsp;– ›Sie stören mich nicht im geringsten,‹ antwortete er, ›wollen Sie nur schießen, – übrigens wie es Ihnen beliebt; Ihr Schuß bleibt Ihnen; ich stehe Ihnen immer zur Verfügung.« Ich wandte mich an die Sekundanten, erklärte ihnen, daß ich heute nicht die Absicht hätte, zu schießen, und damit war das Duell beendet...

Ich quittierte den Dienst und zog mich in dieses Städtchen zurück. Es ist aber seitdem nicht ein Tag vergangen, an dem ich nicht an Rache gedacht hätte. Nun ist meine Stunde gekommen...«

Silvio holte aus der Tasche den Brief, den er am Morgen bekommen hatte, und gab ihn mir zu lesen. Jemand (anscheinend ein Bevollmächtigter) teilte ihm mit, daß die bewußte Person sich demnächst mit einem schönen jungen Mädchen verheiraten würde. »Sie ahnen wohl,« sagte Silvio, »wer diese bewußte Person ist. Ich gehe nach Moskau. Wir wollen sehen, ob er den Tod vor der Hochzeit ebenso gleichgültig hinnehmen wird, wie er ihn damals bei seinen Kirschen erwartete!«

Bei diesen Worten stand Silvio auf, warf seine Mütze auf den Boden und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen wie ein Tiger in seinem Käfig. Ich hatte ihm regungslos zugehört: seltsame, widerstreitende Gefühle regten sich in mir. Der Diener kam herein und meldete, daß die Pferde bereitstünden. Silvio drückte mir kräftig die Hand; wir umarmten uns. Er setzte sich in den Wagen, in dem zwei Koffer standen, der eine mit seinen Pistolen, der andere mit seinen übrigen Sachen. Wir verabschiedeten uns wieder, und die Pferde sprengten von dannen.

II

Es vergingen mehrere Jahre, und die Familienverhältnisse zwangen mich, in ein armes Dörfchen des N***schen Kreises zu ziehen. Ich beschäftigte mich zwar mit der Bewirtschaftung des Gutes, hörte aber nicht auf, im Geheimen meinem früheren lärmenden und sorglosen Leben nachzuseufzen. Am schwersten fiel es mir, mich daran zu gewöhnen, die Frühlings- und Winterabende in voller Vereinsamung zuzubringen. Die Zeit vor dem Mittagessen gelang es mir noch irgendwie totzuschlagen: ich sprach mit dem Dorfschulzen, sah mir die Arbeiten an oder machte einen Rundgang durch die neuen Gebäude; aber sobald es zu dunkeln anfing, wußte ich gar nicht, was anzufangen. Die wenigen Bücher, die ich unter den Schränken und in der Vorratskammer gefunden hatte, wußte ich bereits auswendig. Alle Märchen, die die Haushälterin Kirilowna nur wüßte, hatte sie mir schon erzählt; die Lieder der Bauernweiber langweilten mich. Ich machte mich schon an den ungesüßten Fruchtschnaps, aber davon bekam ich Kopfweh; auch fürchtete ich, offen gestanden, mich aus Kummer dem Trunke zu ergeben, also Quartalsäufer zu werden, wofür es in unserem Kreise mehrere Beispiele gab. Nahe Nachbarn hatte ich nicht, mit Ausnahme von zwei oder drei Quartalsäufern, deren Unterhaltung hauptsächlich im Aufstoßen und Seufzen bestand. Die Einsamkeit war schon leichter zu ertragen. Endlich entschloß ich mich, so früh als möglich zu Bett zu gehen und so spät als möglich zu Mittag zu essen. Aus diese Weise verkürzte ich den Abend und verlängerte den Tag; und ich fand, daß es gut war.

Vier Werst von mir lag ein großes Gut, das der Gräfin B*** gehörte; es war nur vom Verwalter allein bewohnt; die Gräfin war auf ihr Gut nur einmal im ersten Jahre nach ihrer Verheiratung gekommen und hatte hier keinen vollen Monat verbracht. Aber im zweiten Frühling meines Einsiedlerlebens kam das Gerücht auf, daß die Gräfin mit ihrem Manne für den Sommer auf das Gut kommen würde. Sie trafen in der Tat Anfang Juni ein. Die Ankunft eines reichen Nachbarn ist ein wichtiges Ereignis für alle Landbewohner. Die Gutsbesitzer und ihr Gesinde sprechen davon zwei Monate vorher und drei Jahre nachher. Was aber mich betrifft, so muß ich gestehen, daß die Nachricht von der Ankunft der jungen und schönen Nachbarin einen großen Eindruck auf mich machte; ich brannte vor Ungeduld, sie zu sehen, und so begab ich mich am ersten Sonntag nach ihrer Ankunft nach dem Essen ins Kirchdorf ***, um den beiden Erlauchten als nächster Nachbar und ergebenster Diener meine Aufwartung zu machen.

Ein Lakai führte mich in das Kabinett des Grafen und ging, um mich anzumelden. Das geräumige Zimmer war mit dem größten Luxus ausgestattet; an den Wänden standen Schränke mit Büchern und auf jedem von ihnen eine Büste aus Bronze; über dem Marmorkamin hing ein breiter Spiegel; der Fußboden war mit grünem Tuch ausgeschlagen und mit Teppichen bedeckt. Da ich mir in meiner ärmlichen Behausung jeden Luxus abgewöhnt und schon lange keinen fremden Reichtum gesehen hatte, wurde ich hier von einer gewissen Scheu ergriffen und erwartete den Grafen mit Beben, wie ein Gesuchsteller aus der Provinz das Erscheinen eines Ministers erwartet. Die Tür ging auf, und ein hübscher Mann von etwa zweiunddreißig Jahren trat ein. Der Graf näherte sich mir mit der herzlichsten und freundschaftlichsten Miene, ich machte mir Mut und fing an, mich vorzustellen, aber er kam mir zuvor. Wir setzten uns. Seine ungezwungene und liebenswürdige Unterhaltung zerstreute bald meine linkische Scheu; ich fing schon an, meine gewöhnliche Stimmung wiederzugewinnen, als plötzlich die Gräfin erschien, und sich meiner eine noch größere Verlegenheit bemächtigte. Sie war in der Tat eine Schönheit. Der Graf stellte mich ihr vor; ich wollte ungezwungen erscheinen, aber je mehr ich mich bemühte, mir eine ungezwungene Miene zu geben, um so verlegener fühlte ich mich. Um mir Zeit zu lassen, mich zu beruhigen und mich an die neuen Bekannten zu gewöhnen, fingen sie an, miteinander zu sprechen, wie man es ungezwungen in Gegenwart eines guten Nachbarn tut. Ich fing indessen an, auf und abzugehen und mir die Bucher und die Bilder anzusehen. Von Bildern verstehe ich nicht viel, aber eines zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es stellte irgendeine Schweizer Landschaft dar; mich fesselte aber nicht die Malerei, sondern der Umstand, daß das Bild von zwei Kugeln durchbohrt war, die aufeinander saßen. »Ein vorzüglicher Schuß,« sagte ich, mich an den Grafen wendend. – »Ja,« antwortete er, »es ist ein merkwürdiger Schuß. Schießen Sie gut?« fuhr er fort. – »Nicht schlecht,« antwortete ich, erfreut, daß das Gespräch endlich einen mir vertrauten Gegenstand berührte. »Auf dreißig Schritte Distanz verfehle ich keine Karte, natürlich mit einer Pistole, die ich schon kenne.« – »Wirkliche« fragte die Gräfin mit dem Ausdrucke eines großen Interesses. »Kannst auch du, mein Freund, eine Karte auf dreißig Schritte Distanz treffen?« – »Das wollen wir einmal versuchen,« antwortete der Graf. »Zu meiner Zeit schoß ich nicht schlecht; aber seit vier Jahren habe ich keine Pistole mehr angerührt.« – »Ah,« bemerkte ich, »in diesem Falle möchte ich wetten, daß Erlaucht auch auf zwanzig Schritte Distanz keine Karte treffen werden; die Pistole verlangt tägliche Übung. Das weiß ich aus Erfahrung. In unserem Regiment galt ich als einer der besten Schützen. Einmal traf es sich, daß ich einen ganzen Monat keine Pistole anrührte, denn die meinigen waren in Reparatur. Und was glauben Sie, Erlaucht: als ich wieder zu schießen begann,

verfehlte ich viermal hintereinander eine Flasche auf zwanzig Schritte Distanz. Wir hatten einen Rittmeister, einen geistreichen Witzling; er war zufällig dabei und sagte mir: ›Ich weiß, Bruder, du kannst deine Hand nicht gegen eine Flasche erheben.‹ Nein, Erlaucht, man soll die tägliche Übung nicht für gering halten, sonst verlernt man es ganz. Der beste Schütze, den ich jemals gesehen habe, pflegte jeden Vormittag wenigstens dreimal zu schießen. Das war bei ihm Sitte wie das Glas Branntwein vor dem Essen.«

Der Graf und die Gräfin freuten sich, daß ich so gesprächig geworden war. »So, wie schoß er denn?« fragte mich der Graf. – »Nun, Erlaucht: wenn er mal eine Fliege auf der Wand sitzen sah ... Sie lachen, Gräfin? Bei Gott, es ist wahr... Wenn er eine Fliege sah, rief er gleich: ›Kusjka, die Pistole!‹ Kusjka bringt ihm die geladene Pistole. Paff, und die Fliege steckt schon tief in der Wand!« –

»Erstaunlich!« sagte der Graf. »Und wie hieß er?« – »Silvio, Erlaucht.« – »Silvio!« rief der Graf und sprang von seinem Platze auf. »Sie kannten also Silvio?« – »Gewiß, Erlaucht, wir waren Freunde; er wurde in unserem Regiment als Kamerad behandelt; aber seit fünf Jahren habe ich von ihm nichts mehr gehört. Also haben auch Sie ihn gekannt, Erlaucht?« – »Ja, sogar sehr gut. Hat er Ihnen nicht von einem sehr seltsamen Erlebnis erzählt?« – »Meinen Erlaucht vielleicht die Ohrfeige, die er auf einem Balle von einem jungen Taugenichts bekommen hat?« – »Hat er Ihnen nicht den Namen dieses Taugenichtses genannt?« – »Nein, Erlaucht, er hat ihn nicht genannt... Ach, Erlaucht!« fuhr ich fort, die Wahrheit ahnend: »Entschuldigen Sie ... ich habe es nicht gewußt ... waren Sie es?« ... – »Ja, ich,« antwortete der Graf mit höchst verlegener Miene, »und das durchschossene Bild ist ein Andenken an unsere letzte Begegnung.« – »Ah, Liebster,« sagte die Gräfin: »um Gottes willen, erzähle es nicht. Es wird mir schrecklich sein, es zu hören.« – »Nein,« entgegnete der Graf, »ich will alles erzählen; er weiß, wie ich seinen Freund beleidigt habe; soll er nun hören, wie Silvio sich an mir gerächt hat.« Der Graf schob mir einen Sessel hin, und ich hörte mit gespanntester Neugier folgende Erzählung: »Vor fünf Jahren habe ich geheiratet. Den ersten Monat verbrachte ich hier in diesem Dorfe. Diesem Hause danke ich die schönsten Augenblicke und zugleich eine der schrecklichsten Erinnerungen. Abends ritten wir beide aus; das Pferd meiner Frau scheute; sie erschrak, gab mir die Zügel und ging zu Fuß nach Hause. Ich ritt voraus. Auf unserem Hofe traf ich einen Reisewagen; man sagte mir, daß in meinem Kabinett ein Mann sitze, der seinen Namen nicht nennen wollte und einfach gesagt habe, daß er mit mir etwas zu erledigen hätte... Ich trat in dieses Zimmer und erblickte in der Dunkelheit einen mit Staub bedeckten bärtigen Mann; er stand hier am Kamin. Ich ging auf ihn zu und versuchte

mich zu erinnern, wo ich dieses Gesicht schon einmal gesehen hätte. ›Du hast mich nicht wiedererkannt, Graf?‹ fragte er mit zitternder Stimme. – ›Silvio!‹ rief ich aus, und ich muß gestehen, ich fühlte, wie mir die Haare zu Berge standen. –‚Ja, das bin ich,‹ fuhr er fort,‹ ›Ich habe noch einen Schuß und bin hergekommen, um meine Pistole zu entladen; bist du bereit?« In seiner Seitentasche steckte wirklich eine Pistole. Ich maß zwölf Schritte ab, stellte mich dort in den Winkel und bat ihn, schneller zu schießen, ehe meine Frau zurückkäme. Er zögerte und verlangte Licht. Man brachte Kerzen. Ich schloß die Türe zu, befahl niemand hereinzulassen und bat ihn wieder, zu schießen. Er holte seine Pistole aus der Tasche und zielte... Ich zählte die Sekunden und dachte an sie... So verging eine entsetzliche Minute. Silvio ließ die Hand sinken. ›Es tut mir leid,‹ sagte er, ›daß die Pistole nicht mit Kirschkernen geladen ist ... die Kugel ist schwer. Ich habe das Gefühl, daß es kein Duell sei, sondern ein Mord: ich bin nicht gewohnt, auf einen Wehrlosen zu schießen. Fangen wir von vorn an; losen wir, wer zuerst schießen soll.‹ Der Kopf schwindelte mir... Ich glaube, ich wollte darauf nicht eingehen. Endlich wurde noch eine Pistole geladen; wir rollten zwei Zettel zusammen; er legte sie in die Mütze, die ich einst durchlöchert hatte; und ich zog wieder Nummer eins heraus. ›Du hast teuflisches Glück, Graf,‹ sagte er mit einem Lächeln, das ich niemals vergesse. Ich begreife nicht, was mit mir los war und wie er mich dazu hat zwingen können ... aber ich schoß und traf dieses Bild hier.« (Der Graf zeigte mit dem Finger auf das durchbohrte Bild; sein Gesicht glühte wie Feuer; die Gräfin war weißer als ihr Taschentuch; ich konnte mich nicht eines Ausrufes enthalten.)

»Ich schoß,« fuhr der Graf fort, »und fehlte Gott sei Dank; nun begann Silvio .... (in diesem Augenblick war er wirklich schrecklich) begann Silvio zu zielen. Plötzlich geht die Tür auf, Mascha stürzt herein und wirft sich mir schreiend um den Hals. Ihre Gegenwart gab mir meinen Mut wieder. ›Liebste,‹ sagte ich ihr, ›siehst du denn nicht, daß wir scherzen? Wie erschrocken du bist. Geh', trink' ein Glas Wasser, und dann komm' wieder zurück; ich will dir einen alten Freund und Kameraden vorstellen.‹ Mascha wollte mir nicht recht trauen. ›Sagen Sie, spricht mein Mann die Wahrheit?‹ wandte sie sich an den schrecklichen Silvio: ›Ist es wahr, daß Sie beide scherzen?‹ – ›Er scherzt immer, Gräfin,‹ antwortete ihr Silvio. ›Einmal gab er mir im Scherz eine Ohrfeige; dann schoß er mir im Scherz eine Kugel durch diese Mütze; im Scherz hat er soeben fehlgeschossen; jetzt bin ich an der Reihe, zu scherzen...‹ Mit diesem Worte wollte er auf mich zielen ... in ihrer Gegenwart. Mascha warf sich ihm zu Füßen. ›Steh auf, Mascha, schäme dich‹ rief ich wütend. ›Und Sie, mein Herr, werden Sie mal aufhören, sich über ein armes Weib lustig zu machend Werden Sie schießen oder nicht? – › Nein, ich werde nicht,‹ antwortete Silvio. 'Ich bin befriedigt: ich sah deine

Verwirrung und deine Angst, ich zwang dich, auf mich zu schießen. Für mich ist das genug. Du wirst mich nicht vergessen. Ich überlasse dich deinem Gewissen.‹ Er wollte schon hinausgehen, blieb aber noch in der Türe stehen, warf einen Blick auf das von mir durchlöcherte Bild, schoß darauf, fast ohne zu zielen, und verschwand. Meine Frau lag in einer Ohnmacht; die Diener wagten nicht, ihn zurückzuhalten und sahen ihn entsetzt an; er trat vor das Haus, rief seinem Kutscher und fuhr davon, ehe ich zur Besinnung kommen konnte.«

Der Graf verstummte. So erfuhr ich das Ende dieser Geschichte, deren Anfang mich einst in solches Erstaunen versetzt hatte. Den Helden dieser Geschichte sah ich niemals wieder. Man sagt, daß Silvio beim Aufstande Alexander Ypsilantis an der Spitze einer Abteilung Heteristen, die er befehligte, in der Schlacht bei Skulleni gefallen sei.

Der Schneesturm

Ende des Jahres 1811, in der uns allen denkwürdigen Zeit, lebte auf seinem Landgute Neparadowo der wackere Gawrila Gawrilowitsch R. Er war durch seine Gastfreundlichkeit und Gutmütigkeit in der ganzen Gegend bekannt. Die Nachbarn kamen jeden Tag zu ihm auf Besuch um zu essen und zu trinken oder mit seiner Gattin, Praskowja Petrowna, Boston zu fünf Kopeken den Point zu spielen; viele auch, um ihre Tochter, Marja Gawrilowna, ein schlankes, bleiches siebzehnjähriges Mädchen zu sehen. Sie galt als reiche Partie, und viele ersehnten sie für sich oder für ihre Söhne.

Marja Gawrilowna war mit französischen Romanen erzogen worden und folglich verliebt. Ihr Auserwählter war ein armer Fähnrich von der Linie, der sich auf Urlaub auf dem Lande aufhielt. Es versteht sich von selbst, daß im Busen des jungen Mannes die gleiche Leidenschaft loderte, und daß die Eltern seiner Geliebten, als sie ihre gegenseitige Zuneigung merkten, der Tochter untersagten, an ihn nur zu denken, und ihn bei seinen Besuchen noch unfreundlicher aufnahmen als irgendeinen verabschiedeten Assessor.

Unsere Verliebten tauschten häufig Briefe aus und sahen sich täglich unter vier Augen im Fichtengehölz oder bei der alten Kapelle. Dort schwuren sie einander ewige Liebe, beklagten ihr Los und schmiedeten allerlei Pläne. Nach den vielen Gesprächen und Briefen gelangten sie (was ja sehr natürlich ist) zu folgendem Schluß: »Da wir ohne einander nicht atmen können und der Wille der grausamen Eltern unserm Glücke im

Wege steht, könnten wir uns da nicht auch ohne ihre Einwilligung behelfen?« Es versteht sich, daß dieser glückliche Gedanke zuerst dem jungen Mann gekommen war und der romantischen Phantasie Marja Gawrilownas außerordentlich zusagte.

Der eingetretene Winter machte ihren Zusammenkünften ein Ende; ihr Briefwechsel wurde aber um so lebhafter. Wladimir Nikolajewitsch beschwor sie in einem jeden seiner Briefe, die seinige zu werden: sich mit ihm heimlich trauen zu lassen, eine Zeitlang in einem Versteck zu leben und dann den Eltern zu Füßen zu stürzen; die Eltern aber würden sich von der heroischen Treue und dem Unglück der Liebenden rühren lassen und sicherlich sagen: »Kinder! Kommt in unsere Arme.«

Marja Gawrilowna schwankte; viele Fluchtpläne wurden von ihr nacheinander verworfen. Endlich willigte sie ein: an dem für die Entführung bestimmten Tage sollte sie nicht zu Abend essen und sich, Kopfweh vorschützend, in ihr Zimmer zurückziehen. Dann sollte sie mit ihrer Zofe, die in die Verschwörung eingeweiht war, durch den Hinterflur in den Garten gehen, hinter dem Garten einen angespannten Schlitten vorfinden, in diesen einsteigen und etwa fünf Werst weit nach dem Dorf Schadrino direkt zur Kirche fahren, wo Wladimir sie schon erwarten würde.

Die Nacht vor dem entscheidenden Tage konnte Marja Gawrilowna keinen Schlaf finden; sie packte ihre Sachen, band Wäsche und Kleider zu einem Bündel zusammen und schrieb einen langen Brief an ihre Freundin, ein sehr empfindsames junges Mädchen, und einen zweiten an ihre Eltern. Sie nahm von ihnen in den rührendsten Ausdrücken Abschied, entschuldigte ihren Schritt mit der unüberwindlichen Macht der Leidenschaft und schloß mit den Worten, daß sie den Augenblick, in dem sie ihren teuren Eltern zu Füßen fallen dürfte, für den glücklichsten ihres Lebens betrachten würde. Nachdem sie beide mit einem in Tula verfertigten Petschaft, auf dem zwei flammende Herzen, von einer entsprechenden Inschrift umgeben, dargestellt waren, versiegelt hatte, warf sie sich beim Tagesgrauen auf ihr Lager und schlummerte ein, wurde aber fortwährend von furchtbaren Traumbildern aufgeschreckt. Bald schien es ihr, daß ihr Vater gerade in dem Augenblick, da sie in den Schlitten stieg, um zur Trauung zu fahren, sie überraschte, mit schmerzvoller Schnelligkeit über den Schnee schleifte und in ein finsteres, fensterloses Verließ stieße ... sie stürzte kopfüber hinab, während ihr Herz sich unaussprechlich zusammenkrampfte; bald sah sie Wladimir blaß und verblutend im Grase liegen; im Sterben beschwor er sie mit herzzerreißender Stimme, sich sofort mit ihm trauen zu lassen. Noch viele andere gestaltlose und sinnlose Schreckbilder schwebten eines nach dem andern vor ihren Blicken. Als sie endlich aufstand, war sie blasser als sonst und hatte wirkliches Kopfweh. Vater und Mutter merkten sofort ihre Unruhe; die zärtliche Besorgtheit der Eltern und ihre

unaufhörlichen Fragen: »Was hast du, Mascha? Bist du nicht wohl, Mascha?« schnitten sie ins Herz. Sie versuchte, sich zu beruhigen und sorglos zu erscheinen, brachte es aber nicht fertig. Indessen wurde es Abend. Der Gedanke, daß sie den scheidenden Tag zum allerletzten Mal inmitten der Ihrigen begleite, bedrückte sie schwer. Sie war mehr tot als lebendig; im Geiste verabschiedete sie sich schon von allen Personen und Gegenständen, die sie umgaben. Das Abendessen wurde aufgetragen; ihr Herz begann heftig zu pochen. Mit bebender Stimme erklärte sie, daß sie heute nicht zu Abend essen würde, und wünschte den Eltern gute Nacht. Diese küßten sie und gaben ihr, wie jeden Abend, ihren Segen; sie fing dabei beinahe zu weinen an. Als sie in ihr Zimmer kam, ließ sie sich in einen Sessel fallen und brach in Tränen aus. Die Zofe beschwor sie, sich zu beruhigen und Mut zu fassen. Alles war schon bereit. In einer halben Stunde schon sollte Mascha dem Elternhause, ihrem Zimmer und dem stillen Mädchendasein für immer Lebewohl sagen...

Draußen tobte ein Schneesturm; der Wind heulte, die Fensterläden bebten und klopften; alles erschien ihr drohend und unheilkündend. Bald war es im Hause still; alle schliefen. Mascha hüllte sich in ihren Schal, zog sich einen warmen Mantel an, nahm ihr Köfferchen in die Hand und trat auf den Hinterflur. Die Zofe folgte ihr mit zwei Bündeln. Sie gingen in den Garten hinunter. Der Schneesturm wütete noch immer; der Wind blies Mascha ins Gesicht, wie wenn er die junge Missetäterin aufhalten wollte. Mit großer Mühe gelangten sie an das Ende des Gartens. Auf der Straße wartete schon der Schlitten. Die durchfrorenen Pferde wollten nicht mehr ruhig stehen; Wladimirs Kutscher ging vor den Deichselstangen auf und ab und bemühte sich, die Ungeduldigen zu halten. Er half dem Fräulein und der Zofe in den Schlitten zu steigen und die Bündel und das Köfferchen unterzubringen, ergriff die Zügel, und die Pferde rasten dahin. Wir wollen aber das Fräulein der Sorge des Schicksals und der Kunst des Kutschers Terjoschka anvertrauen und uns zu unserm jungen Liebhaber wenden.

Wladimir war den ganzen Tag unterwegs. Am Morgen besuchte er den Priester von Schadrino und einigte sich mit ihm, nicht ohne Mühe. Dann begab er sich auf die Suche nach Trauzeugen zu den benachbarten Gutsbesitzern. Der erste, den er aufsuchte, der vierzigjährige ehemalige Kornett Drawin willigte mit Freuden ein. Dieses Abenteuer, behauptete er, erinnere ihn an die Husarenstreiche seiner Jugend. Er bewog Wladimir, bei ihm zu Mittag zu essen, und versicherte ihm, daß die zwei noch fehlenden Zeugen sich unschwer finden lassen würden. Gleich nach dem Essen erschienen tatsächlich der Geometer Schmidt, der einen Schnurrbart und Sporen trug, und der Sohn des Landpolizeihauptmanns, ein etwa sechzehnjähriger Junge, der vor

kurzem bei den Ulanen eingetreten war. Sie nahmen Wladimirs Vorschlag nicht nur an, sondern erklärten sich auch bereit, für ihn ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Wladimir schloß sie entzückt in seine Arme und fuhr nach Hause, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Es dämmerte schon seit geraumer Zeit. Wladimir schickte seinen verläßlichen Terjoschka mit einer Troika und genauer und ausführlicher Instruktion nach Neparadowo, ließ sich den kleinen einspännigen Schlitten geben und fuhr allein ohne Kutscher nach Schadrino, wo nach etwa zwei Stunden auch Marja Gawrilowna eintreffen sollte. Der Weg war ihm gut bekannt, und die Fahrt dauerte gewöhnlich nur zwanzig Minuten.

Kaum hatte aber Wladimir das Dorf verlassen, als sich ein Wind erhob und ein solcher Schneesturm losbrach, daß er nichts mehr sehen konnte. Die Straße war in einem Augenblick unter den Schneemassen verschwunden; ein trüber, gelblicher Nebel, durch den die weißen Schneeflocken flogen, verdeckte den Ausblick; der Himmel floß mit der Erde in eins zusammen; Wladimir sah sich plötzlich mitten im freien Feld und machte vergebliche Versuche, wieder auf die Straße zu gelangen. Das Pferd lief aufs Geratewohl; bald fuhr es in einen Schneehaufen hinein, bald versank es in einen Graben; der Schlitten kippte jeden Augenblick um. Wladimir war nur auf das eine bedacht: die Richtung nicht zu verlieren. Es war aber schon, wie ihm schien, mehr als eine halbe Stunde vergangen, und er hatte das Gehölz von Schadrino noch immer nicht erreicht.

Es vergingen noch zehn Minuten – vom Gehölz war noch immer nichts zu sehen. Wladimir fuhr über ein Feld, das von tiefen Gräben durchzogen war. Der Schneesturm wollte sich nicht legen und der Himmel sich nicht aufklären.

Das Pferd begann müde zu werden, und er selbst kam in Schweiß, obwohl er jeden Augenblick bis an den Gürtel in den Schnee versank.

Bald merkte er, daß er in falscher Richtung fuhr. Wladimir hielt an, überlegte sich seine Lage und kam zur Überzeugung, daß er etwas mehr nach rechts fahren müsse. Er fuhr nach rechts. Das Pferd bewegte vor Müdigkeit kaum die Beine. Er war schon mehr als eine Stunde unterwegs. Schadrino mußte ganz in der Nähe sein. Er fuhr aber immer weiter, und das Feld nahm kein Ende. Immer neue Schneehaufen und Gräben; der Schlitten kippte immer wieder um, und er mußte ihn immer wieder aufrichten. Die Zeit verging; Wladimir wurde nun ernsthaft unruhig.

Endlich zeigte sich seitwärts etwas Dunkles. Wladimir lenkte das Pferd in diese Richtung. Als er näher kam, sah er, daß es ein Gehölz war. »Gott sei Dank.« sagte er sich: »Jetzt ist es nicht mehr weit.« Er fuhr am Gehölz entlang, denn er hoffte, entweder auf die ihm wohlbekannte Landstraße zu kommen oder das Gehölz zu umbiegen; Schadrino mußte ja gleich dahinter liegen. Bald fand er den Weg und fuhr in das Dunkel der Bäume, die der Winter ihres Laubes beraubt hatte. Der Wind konnte hier nicht mehr so furchtbar wüten; die Straße war eben, das Pferd faßte neuen Mut, und Wladimir beruhigte sich. Er fuhr aber und fuhr, doch von Schadrino war immer noch nichts zu sehen, das Gehölz wollte kein Ende nehmen. Wladimir merkte mit Schrecken, daß er in einen ihm unbekannten Wald geraten war. Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er gab dem Pferd die Peitsche; das arme Tier versuchte Trab zu laufen, wurde aber bald müde und ging schon nach einer Viertelstunde, trotz aller Bemühungen des unglücklichen Wladimirs, wieder im Schritt.

Allmählich lichtete sich das Dickicht, und Wladimir fuhr aus dem Walde heraus. Von Schadrino war nichts zu sehen. Es mochte gegen Mitternacht sein. Tränen traten ihm in die Augen; er fuhr aufs Geratewohl weiter. Der Sturm hatte sich gelegt, die Wolken verzogen sich; vor ihm lag ein von einem weißen, welligen Teppich bedecktes Tal. Die Nacht war ziemlich hell. Er entdeckte in der Nähe ein Dörfchen, das aus vier oder fünf Höfen bestand. Wladimir fuhr auf das Dörfchen zu. Beim ersten Bauernhause sprang er aus dem Schlitten, lief auf ein Fenster zu und begann zu klopfen. Nach einigen Minuten ging der hölzerne Laden auf, und ein alter Mann streckte seinen grauen Bart heraus. »Was willst du?« – »Ist es weit bis Schadrino?« – »Ob es bis Schadrino weit ist?« – »Ja, ja. Ist es weit?« – »Gar nicht weit: an die zehn Werst.« Als Wladimir diese Antwort hörte, fuhr er sich in die Haare und erstarrte wie ein zum Tode Verurteilter. »Und wo kommst du her?« fuhr der Alte fort. Wladimir hatte aber nicht den Mut, seine Frage zu beantworten. »Alter,« wandte er sich an ihn, »kannst du mir Pferde nach Schadrino verschaffen?« – »Woher sollen wir Pferde haben?« antwortete der Bauer. »Kann ich vielleicht einen Führer bekommen, der den Weg nach Schadrino kennt. Ich will ihm bezahlen, soviel er verlangt.« – »Wart' einmal,« sagte der Alte, den Fensterladen schließend, »ich will dir meinen Sohn schicken; er wird dich begleiten.« Wladimir begann zu warten. Es war aber noch keine halbe Minute vergangen, als er wieder zu klopfen anfing. Der Laden ging auf, und der graue Bart zeigte sich wieder. »Was willst du?« – »Wo bleibt denn dein Sohn?« – »Gleich kommt er: er zieht sich die Stiefel an. Friert es dich vielleicht? Komm nur herein und wärme dich.« – »Ich danke. Schicke schneller deinen Sohn heraus.«

Bald knarrte das Tor. Ein Bursche, mit einem dicken Knüttel in der Hand, kam heraus und ging vor dem Schlitten her, den schneeverwehten Weg bald zeigend und bald suchend. »Wie spät ist es?« fragte ihn Wladimir. »Es wird wohl bald tagen,« antwortete der junge Bauer. Wladimir sprach nun kein Wort mehr. Die Hähne krähten, und es war schon hell, als sie Schadrino erreichten. Die Kirche war geschlossen. Wladimir bezahlte seinen Führer und fuhr zum Geistlichen. Auf dessen Hofe war aber keine Troika zu sehen. Was für eine Nachricht erwartete ihn da!

Kehren wir aber zu den braven Gutsbesitzern von Neparadowo zurück und sehen wir, was bei ihnen vorgeht.

Nichts Besonderes.

Die Alten standen wie jeden Morgen auf und kamen in die gute Stube: Gawrila Gawrilowitsch in Nachtmütze und Flausjacke, Praskowja Petrowna in wattiertem Schlafrock. Als der Samowar aufgetragen war, schickte Gawrila Gawrilowitsch ein Mädchen zu Marja Gawrilowna, sie zu fragen, wie es ihr heute ginge und wie sie geschlafen habe. Das Mädchen kam zurück und meldete, daß das gnädige Fräulein sehr schlecht geschlafen habe, sich aber jetzt schon etwas besser fühle und bald kommen werde. Die Tür ging tatsächlich auf, und Marja Gawrilowna trat ein, um Papa und Mama zu begrüßen.

»Wie ist es mit deinem Kopfweh, Mascha?« fragte Gawrila Gawrilowitsch. – »Es geht schon besser, Papachen,« antwortete Mascha. – »Es kommt wohl vom Ofendunst,« meinte Praskowja Petrowna. – »Ja, wahrscheinlich, Mamachen,« erwiderte Mascha.

Der Tag verlief glücklich, aber gegen Abend wurde Mascha krank. Man schickte in die Stadt nach einem Arzt. Dieser kam sehr spät und traf die Kranke im Delirium an. Sie hatte heftiges Fieber, und die Ärmste schwebte zwei Wochen lang zwischen Leben und Tod. Niemand im Hause wußte etwas von der geplanten Flucht. Die Briefe, die Mascha am Vorabend geschrieben, hatte sie verbrannt; die Zofe sagte aus Furcht vor dem Zorn der Herrschaft niemand ein Wort. Der Geistliche, der ehemalige Kornett, der Geometer mit dem Schnurrbart und der kleine Ulan waren diskret und hatten wohl ihre Gründe dafür. Der Kutscher Terjoschka verschnappte sich selbst im Rausche nicht. So wurde das Geheimnis von dem halben Dutzend Mitverschworener treu behütet. Doch Marja Gawrilowna selbst verriet es in ihrem fortwährenden Delirium. Ihre Worte waren aber so wirr, daß die Mutter, die das Krankenzimmer für keinen Augenblick verließ, aus ihnen nur das eine verstehen konnte, daß ihre Tochter sterblich in Wladimir Nikolajewitsch verliebt sei und daß die Erkrankung wahrscheinlich mit dieser Liebe zusammenhänge. Sie beriet sich mit ihrem Gatten und einigen Nachbarn,

und alle kamen überein, daß es dem jungen Mädchen wohl vom Schicksal so beschieden sei, daß niemand dem ihm vom Himmel vorausbestimmten Ehegenossen entrinnen könne, daß Armut keine Schande sei, daß man nicht das Geld, sondern den Menschen heirate und so weiter. Moralische Sprichwörter pflegen ungemein nützlich in solchen Fällen zu sein, wo man selbst keinerlei Rechtfertigung zu ersinnen vermag. Das junge Mädchen erholte sich indessen wieder. Wladimir hatte sich schon lange nicht mehr in Gawrila Gawrilowitschs Hause blicken lassen. Die Behandlung, die ihm hier immer zuteil wurde, schreckte ihn wohl ab. Es wurde beschlossen, ihn kommen zu lassen, um ihm das unerwartete Glück: die Einwilligung auf die Ehe zu verkünden. Wie groß war aber das Erstaunen der Gutsbesitzer von Neparadowo, als sie von ihm als Antwort auf die Einladung einen halbverrückten Brief erhielten. Er teilte ihnen mit, daß er seinen Fuß nie wieder über ihre Schwelle setzen würde, und bat sie, den Unglücklichen, für den der Tod nun die einzige Hoffnung sei, zu vergessen. Nach einigen Tagen erfuhren sie, daß Wladimir wieder in sein Regiment eingerückt war. Das geschah im Jahre 1812. Man konnte sich lange nicht entschließen, dies der genesenden Mascha zu melden. Sie sprach nie mehr von Wladimir. Als sie einige Monate später seinen Namen unter denen, die sich bei Borodino ausgezeichnet hatten und schwer verwundet waren, las, fiel sie in Ohnmacht, und man fürchtete schon, daß ihre Krankheit zurückkehren würde. Der Ohnmachtsanfall hatte aber, Gott sei Dank, keine ernsten Folgen.

Sie wurde von einem andern Kummer heimgesucht: Gawrila Gawrilowitsch verschied und ließ sie als Erbin seines ganzen Besitzes zurück. Die Erbschaft gab ihr aber keinen Trost; sie teilte aufrichtig die Trauer Praskowja Petrownas und schwor, sich niemals von ihr trennen zu wollen. Die beiden verließen Neparadowo, die Stätte trauriger Erinnerungen, und zogen auf ihr ***sches Gut. Die Freier umschwirrten auch hier das hübsche und reiche Mädchen; sie gab aber niemand auch die leiseste Hoffnung. Die Mutter redete ihr manchmal zu, sich einen Ehegenossen zu wählen. Marja Gawrilowna schüttelte aber nur den Kopf und wurde nachdenklich. Wladimir weilte nicht mehr unter den Lebenden: er war zu Moskau, am Vorabend des Einzuges der Franzosen, gestorben. Sein Andenken schien Mascha heilig zu sein; jedenfalls bewahrte sie alles, was an ihn erinnerte, treulich auf: die Bücher, die er einst gelesen, seine Zeichnungen, Noten und die Verse, die er für sie abgeschrieben. Die Nachbarn, die solches hörten, bewunderten ihre Standhaftigkeit und erwarteten mit Neugier den Helden, der über die rührende Treue der jugendlichen Artemis triumphieren würde.

Der Krieg war indessen ruhmvoll beendet. Unsere Heere kehrten aus dem Auslande zurück. Das Volk eilte ihnen entgegen. Die Regimentskapellen spielten die im

Feldzuge eroberten Weisen: Vive Henri-Quatre, Tyroler Walzer und Arien aus der »Joconde«. Die Offiziere, die als halbe Knaben ins Feld gezogen waren, kehrten, im Pulverdampf der Schlachten zu Männern geworden, mit Ehrenkreuzen geschmückt, heim. Die Soldaten plauderten lustig miteinander, fortwährend deutsche und französische Worte in ihre Rede mischend. Unvergeßliche Zeit! Die Zeit des Ruhmes und der Begeisterung! Wie stark pochte das russische Herz beim Klange des Wortes »Vaterland«! Wie süß waren die Freudentränen des Wiedersehens! Wie einmütig verbanden wir das Gefühl des nationalen Stolzes mit der Liebe zum Kaiser! Und für diesen selbst – welche Augenblicke!

Die Frauen, die russischen Frauen waren damals unvergleichlich. Ihre gewöhnliche Kühle war verschwunden. Ihr Entzücken war wahrlich berauschend, als sie die Sieger mit »Hurra!« begrüßten »und in die Luft die Häubchen warfen...«

Wer von den damaligen Offizieren wird nicht zugeben, daß er von der russischen Frau den besten, den kostbarsten Lohn empfingt... Marja Gawrilowna lebte um diese glanzvolle Zeit mit ihrer Mutter im ***schen Gouvernement und sah gar nicht, wie die beiden Residenzen die zurückgekehrten Truppen feierten. In der Provinz und auf dem flachen Lande war die allgemeine Begeisterung vielleicht noch stärker. Das Erscheinen eines Offiziers in solchen Gegenden war ein wahrer Triumph, und ein Liebhaber in Zivilfrack konnte neben ihm gar nicht aufkommen. Wie gesagt, war Marja Gawrilowna trotz ihrer Kälte nach wie vor von Bewerbern umgeben. Alle mußten aber weichen, als der verwundete Husarenhauptmann Burmin mit dem Georgskreuze im Knopfloch und der »interessanten Blässe«, wie sich die damaligen jungen Damen ausdrückten, im Gesicht auf ihrem Schlosse erschien. Er war an die sechsundzwanzig Jahre alt. Er verbrachte den Urlaub auf seinen Besitzungen, die in der Nähe des Gutes Marja Gawrilownas lagen. Marja Gawrilowna zeichnete ihn vor allen anderen aus. In seiner Gegenwart wich ihre gewöhnliche Versonnenheit einem lebhafteren Gemütszustand. Man kann nicht behaupten, daß sie mit ihm kokettierte, aber ein Dichter, der ihr Benehmen sähe, würde gesagt haben:

»Se amor non é, che dunche?«

Burmin war in der Tat ein liebenswürdiger junger Mann. Er besaß gerade jenen Geist, der den Damen so gut gefällt: den Geist des Anstandes und der Aufmerksamkeit ganz ohne Anmaßung, doch mit gutmütigem Humor. Sein Benehmen Marja Gawrilowna gegenüber war einfach und ungezwungen; doch was sie auch sagen oder tun mochte, seine Seele und seine Blicke folgten ihr. Er schien einen stillen und bescheidenen Charakter zu haben, aber es wurde behauptet, daß er einst ein schlimmer Taugenichts

gewesen sei, was ihm übrigens in Marja Gawrilownas Augen durchaus nicht zu schaden vermochte, da sie (wie alle jungen Damen) gern alle Streiche verzieh, die Kühnheit und feuriges Temperament verrieten.

Doch mehr als alles andere ... (mehr als seine zärtliche Veranlagung, mehr als seine angenehme Unterhaltungsgabe, als seine interessante Blässe, als sein verwundeter Arm) mehr als das alles war es das Schweigen des jungen Husaren, das ihre Neugier und Phantasie reizte. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie ihm sehr gefiel; wahrscheinlich hatte auch er bei seinem Geist und seiner Erfahrung schon bemerkt, daß sie ihn vor den andern auszeichnete; wie war es nun zu erklären, daß sie ihn noch immer nicht zu ihren Füßen gesehen und sein Geständnis nicht zu hören bekommen? Was hielt ihn zurück? Schüchternheit, die von wahrer Liebe unzertrennlich ist, Stolz oder die Koketterie eines schlauen Schürzenjägers? Das war ihr ein Rätsel. Als sie sich das alles ordentlich überlegt hatte, sagte sie sich, daß Schüchternheit der einzige Grund seiner Zurückhaltung sein müsse, und sie entschloß sich, ihn durch erhöhte Aufmerksamkeit und, wenn es die Umstände verlangten, selbst durch Zärtlichkeit zu ermutigen. Sie war auf eine höchst unerwartete Lösung gefaßt und erwartete mit Ungeduld den Augenblick der romantischen Liebeserklärung. Jedes Geheimnis, ganz gleich welcher Natur, ist den Frauenherzen unerträglich. Ihre strategischen Maßnahmen führten zum erwünschten Erfolg; Burmin versank jedenfalls in so tiefe Nachdenklichkeit, und seine schwarzen Augen blickten mit solchem Feuer auf Marja Gawrilowna, daß der entscheidende Moment ganz nahe zu sein schien. Die Nachbarn sprachen von der Hochzeit als von einer beschlossenen Tatsache, und die gute Praskowja Petrowna freute sich, daß ihre Tochter endlich einen würdigen Bräutigam gefunden habe. Die alte Dame saß einmal im Wohnzimmer, mit einer Grand-Patience beschäftigt, als Burmin ins Zimmer trat und sich sofort nach Marja Gawrilowna erkundigte. »Sie ist im Garten,« antwortete die Mutter, »gehen Sie zu ihr, ich werde Sie hier erwarten.« Burmin ging hinaus, und die alte Dame bekreuzigte sich und dachte: Vielleicht wird die Sache heute zur Entscheidung kommen!

Burmin traf Marja Gawrilowna am Teiche, unter einer Weide, mit einem Buche in der Hand, – als echte Romanheldin. Nachdem die ersten Fragen ausgetauscht waren ließ Marja Gawrilowna das Gespräch absichtlich stocken, die beiderseitige Verlegenheit auf diese Weise dermaßen vergrößernd, daß nur eine plötzliche und entscheidende Erklärung befreiend wirken könnte. So kam es auch: als Burmin die Schwierigkeit seiner Lage merkte, erklärte er, daß er schon längst eine Gelegenheit gesucht habe, vor ihr sein Herz zu enthüllen, und bat sie um eine Minute Gehör. Marja Gawrilowna machte das Buch zu und senkte zum Zeichen des Einverständnisses die Augen. »Ich

liebe Sie,« begann Burmin, »ich liebe Sie leidenschaftlich ...« (Marja Gawrilowna errötete und ließ den Kopf noch tiefer sinken.) »Ich handelte leichtsinnig, als ich mich der süßen Gewohnheit, Sie alltäglich zu sehen und zu hören, hingab...« (Marja Gawrilowna mußte an den ersten Brief des St. Preux denken.) »Nun ist es zu spät, mich meinem Schicksale zu widersetzen: die Erinnerung an Sie, Ihr liebes, unvergleichliches Bild wird nun die ewige Qual und die ewige Wonne meines Lebens sein; eine schwere Pflicht ist aber noch zu erfüllen: ich muß Ihnen ein schreckliches Geheimnis enthüllen und damit eine unüberwindliche Schranke zwischen uns errichten...« – »Diese Schranke hat schon immer bestanden,« unterbrach ihn Marja Gawrilowna lebhaft, »niemals konnte ich die Ihre werden.« – »Ich weiß es,« antwortete er leise, »ich weiß, daß Sie schon einmal geliebt haben; aber der Tod und die drei Jahre der Trauer ... Liebe, gute Marja Gawrilorowa, versuchen Sie nicht, mir meinen letzten Trost zu rauben: den Gedanken, daß Sie bereit wären, mein ganzes Glück zu sein, wenn ...« – »Schweigen Sie, um Gottes willen, schweigen Sie. Sie quälen mich.« – »Ja, ich weiß, ich fühle es, daß Sie die meinige werden würden, aber ich, ich unseligstes Geschöpf, – ich bin schon verheiratet.«

Marja Gawrilowna blickte ihn erstaunt an. »Ich bin verheiratet,« fuhr Burmin fort, »seit vier Jahren schon, und ich weiß nicht, wer meine Frau ist, wo sie weilt und ob es mir beschieden ist, sie je wiederzusehend »Was sagen Sie?!« rief Marja Gawrilowna aus: »Wie seltsam. Fahren Sie fort; ich will Ihnen später erzählen, aber fahren Sie um Gottes willen fort.«

»Zu Beginn des Jahres 1812« erzählte Burmin, »eilte ich nach Wilna, wo sich unser Regiment befand. Als ich eines Abends zur späten Stunde auf eine Station kam und sofort anzuspannen begann, erhob sich ein furchtbarer Schneesturm, und der Stationsaufseher und die Kutscher rieten mir, abzuwarten. Ich folgte ihnen, aber eine unbegreifliche Unruhe bemächtigte sich meiner; mir war es, als ob mich jemand fortwährend stieße. Der Schneesturm wollte sich nicht legen. Ich hielt es nicht länger aus, gab wieder den Befehl anzuspannen und setzte trotz des Sturmes meine Reise fort. Der Kutscher hatte den Einfall, über den Fluß zu fahren, was die Reise um drei Werst abkürzen sollte. Die Flußufer waren vom Schnee verweht. Der Kutscher verpaßte die Stelle, wo man wieder auf die Landstraße kommen konnte, und so gerieten wir in eine gänzlich unbekannte Gegend. Der Sturm wütete noch immer. Ich sah einen Lichtschein und ließ auf dieses Ziel fahren. Wir kamen in ein Dorf; in der hölzernen Kirche brannte Licht. Die Kirchentür stand offen; hinter der Kirchenmauer warteten einige Schlitten, und vor dem Eingang gingen Menschen auf und ab. 'Hierher, hierher« riefen einige Stimmen. Ich befahl dem Kutscher, vor der Kirche zu

halten. ›Mein Gott, wo bliebst du so lange?‹ sagte mir jemand: ›Die Braut ist ohnmächtig; der Pope weiß nicht, was zu tun; wir wollten schon nach Hause fahren. Komm aber schnell her!‹ Ich sprang schweigend aus dem Schlitten und trat in die Kirche, die von zwei oder drei Kerzen schwach erleuchtet war. Ein Mädchen saß auf einer Bank in einer finsteren Ecke; ein anderes rieb ihr die Schläfen. ›Gott sei Dank,‹ sagte das letztere: ›Wir haben Sie kaum erwarten können. Sie haben das Fräulein beinahe getötet. Der alte Geistliche ging auf mich zu und fragte: ›Sollen wir beginnen?‹ –‚Ja, beginnen Sie, Hochwürden, beginnen Sie,‹ antwortete ich zerstreut. Man hob das Mädchen auf. Es erschien mir recht hübsch... Ein unerklärlicher, unverzeihlicher Leichtsinn... Ich stellte mich neben sie vor den Altar; der Priester hatte große Eile; die drei Männer und die Zofe stützten die Braut und waren mit ihr allein beschäftigt. So traute man uns. ›Küßt euch,‹ sagte man uns. Meine Frau wandte mir ihr blasses Gesicht zu. Ich wollte sie schon küssen... Sie schrie aber auf: ›Ach, er ist's nicht, er ist's nicht!‹ und fiel wieder in Ohnmacht. Die Zeugen richteten auf mich ihre erstaunten Blicke. Ich wandte mich um, verließ ungehindert die Kirche, stürzte in den Schlitten und schrie: »Los!« »Mein Gott.« rief Marja Gawrilowna aus: »Und Sie wissen gar nicht, was aus Ihrer armen Frau geworden ist?« »Ich weiß es nicht,« antwortete Burmin, »ich weiß nicht, wie das Dorf heißt, in dem ich getraut wurde, und von welcher Station ich hingekommen war. Damals legte ich meinem verbrecherischen Streich so wenig Bedeutung bei, daß ich gleich, nachdem ich die Kirche verlassen, einschlief und erst am nächsten Morgen auf der dritten Station erwachte. Mein Diener, der mich damals begleitete, starb während des Feldzuges, und so habe ich gar keine Hoffnung, diejenige zu finden, mit der ich den grausamen Streich gespielt habe und die nun so grausam gerächt ist.« »Mein Gott, mein Gott!« sagte Marja Gawrilowna, seine Hand ergreifend: »Also Sie waren es! Und Sie erkennen mich nicht?« Burmin erbleichte und stürzte ihr zu Füßen...

Der Sargmacher

Die letzten Habseligkeiten des Sargmachers Adrian Prochorow waren auf den Leichenwagen gelegt, und ein Paar magerer Pferde schleppte diesen zum vierten Mal von der Basmannaja in die Nikitskaja, wohin der Sargmacher mit seinem ganzen Haushalt umzog. Er machte seinen Laden zu, nagelte eine Anzeige an die Tür, daß das Haus zu verkaufen und zu vermieten sei, und begab sich zu Fuß nach seiner neuen Wohnung. Als er sich dem gelben Häuschen näherte, das schon lange seine Phantasie gereizt und das er endlich für eine bedeutende Summe erworben hatte, fühlte der alte

Sargmacher mit Erstaunen, daß sein Herz sich gar nicht freute. Als er über die neue Schwelle trat und in seiner neuen Behausung ein großes Durcheinander vorfand, gedachte er mit einem Seufzer seiner alten Hütte, wo achtzehn Jahre lang die strengste Ordnung geherrscht hatte; er fing an, seine beiden Töchter und die Magd wegen ihrer Langsamkeit zu schelten und legte selbst Hand an. Bald war die Ordnung hergestellt; der Schrein mit den Heiligenbildern, der Schrank mit dem Geschirr, der Tisch, das Sofa und das Bett nahmen die für sie bestimmten Winkel im Hinterzimmer ein; in die Küche und ins Wohnzimmer kamen aber die Erzeugnisse des Hausherrn: Särge von allen Farben und Größen, ebenso Schränke mit Trauerhüten, Mänteln und Fackeln. Über dem Tore prangte ein Schild mit der Darstellung eines wohlbeleibten Amors, der eine gesenkte Fackel in der Hand hielt, und der Inschrift: »Hier werden einfache und gestrichene Särge verkauft und überzogen, auch werden solche ausgeliehen und alte repariert.« Die Mädchen gingen auf ihre Kammer; Adrian machte eine Runde durch seinen Besitz, setzte sich ans Fester und ließ sich den Samowar bringen.

Der aufgeklärte Leser weiß, daß Shakespeare und Walter Scott ihre Totengräber als lustige und zum Scherzen aufgelegte Menschen darstellen, um durch diesen Kontrast unsere Phantasie mächtiger zu erregen. Aus Achtung vor der Wahrheit können wir aber diesem Beispiel nicht folgen und müssen gestehen, daß der Charakter unseres Sargmachers vollkommen seinem düsteren Handwerke entsprach. Adrian Prochorow war gewöhnlich finster und versonnen. Er brach sein Schweigen nur, um seine Töchter auszuzanken, wenn er sie beschäftigungslos am Fenster sitzen und nach den Vorbeigehenden ausschauen fand, oder um für seine Erzeugnisse einen übertriebenen Preis von denen zu verlangen, die das Unglück (zuweilen auch das Vergnügen) hatten, ihrer zu bedürfen. Adrian war auch jetzt, da er am Fenster saß und die siebente Tasse Tee leerte, wie immer in seine traurigen Betrachtungen versunken. Er dachte an den Regenguß, in den vor acht Tagen der Leichenzug eines verabschiedeten Brigadiers unmittelbar an der Stadtgrenze geraten war. Viele Trauermäntel waren nach diesem Guß enger geworden, viele Hüte hatten sich geworfen. Er sah unvermeidliche Auslagen voraus, denn sein alter Vorrat an Trauerkostümen geriet allmählich in einen jämmerlichen Zustand. Er hoffte, diesen Schaden bei der Beerdigung der alten Kaufmannswitwe Trjuchina herauszuschlagen, die schon seit einem Jahre im Sterben lag. Aber die Trjuchina starb auf dem Rasguljai, und Prochorow fürchtete, daß die Erben, trotz des gegebenen Versprechens, es scheuen würden, zu ihm so weit zu schicken, und sich mit seinem nächsten Konkurrenten einigen könnten. Diese Betrachtungen wurden unterbrochen durch ein dreimaliges Freimaurerklopfen an der Türe. »Wer ist da?« fragte der Sargmacher. Die Tür ging auf, und ins Zimmer trat ein Mann, in dem man auf den ersten Blick einen deutschen Handwerker erkannte und der

sich mit der lustigsten Miene dem Sargmacher näherte. »Verzeihen Sie, Herr Nachbar,« sagte er in jenem russischen Dialekt, den wir noch immer nicht ohne Lachen anhören können: »verzeihen Sie, daß ich störe ... ich möchte schneller Ihre Bekanntschaft machen. Ich bin Schuhmacher, mein Name ist Gottlieb Schulz, und ich wohne hier gleich gegenüber in diesem Häuschen vor Ihren Fenstern. Morgen feiere ich meine silberne Hochzeit, und ich bitte Sie und Ihre Töchter, bei mir freundschaftlich zu Mittag zu speisen.« Die Einladung wurde wohlwollend angenommen. Der Sargmacher bat den Schuhmacher, Platz zu nehmen und eine Tasse Tee zu trinken, und dank dem offenen Charakter des Gottlieb Schulz kam bald ein freundschaftliches Gespräch in Fluß. »Wie geht das Geschäft, Euer Gnaden?« fragte Adrian. – »He, he.« antwortete Gottlieb Schulz: »verschieden. Klagen kann ich nicht, obwohl meine Ware doch ganz anders ist als die Ihrige: der Lebende kann sich ohne Stiefel behelfen, aber der Tote kann ohne Sarg nicht leben.« – »Sehr wahr!« bemerkte Adrian: »wenn aber der Lebende kein Geld hat, um sich Stiefel zu kaufen, so muß er barfuß laufen; doch der tote Bettler kriegt seinen Sarg umsonst.« So ging die Unterhaltung noch eine Weile; endlich stand der Schuhmacher auf und verabschiedete sich vom Sargmacher, wobei er seine Einladung wiederholte. Am andern Tag, punkt zwölf Uhr, traten der Sargmacher und seine Töchter aus der Pforte ihres neugekauften Häuschens und begaben sich zum Nachbarn. Ich will weder den russischen Kaftan Adrian Prochorows, noch den europäischen Putz Akulinas und Darjas beschreiben und weiche somit von der Übung der modernen Romanschreiber ab. Ich halte es jedoch nicht für überflüssig zu bemerken, daß die beiden jungen Mädchen gelbe Hüte und rote Schuhe trugen, die sie nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegten.

Die kleine Wohnung des Schuhmachers war voller Gäste; es waren dies hauptsächlich deutsche Handwerker mit ihren Frauen und Gesellen. Von russischen Beamten war nur der Esthe Jurko zugegen, ein Nachtwächter, der trotz seines bescheidenen Amtes das besondere Wohlwollen des Gastgebers genoß. Fünfundzwanzig Jahre hatte er dieses Amt treu und ehrlich versehen, wie der Postillon bei Pogorelskij. Der Brand von 1812, der die erste Hauptstadt des Reiches zerstörte, vernichtete auch sein gelbes Wächterhäuschen. Aber bald nach der Vertreibung des Feindes erschien an seiner Stelle ein neues, graugetünchtes mit weißen dorischen Säulen, vor dem Jurko wieder in seiner Rüstung aus grobem Tuch und mit der Hellebarde in der Hand auf und ab zu gehen begann. Er war fast allen Deutschen, die in der Nähe des Nikitskij-Tores wohnten, gut bekannt: viele von ihnen hatten schon manche Nacht vom Sonntag auf Montag in seinem Wächterhäuschen zugebracht. Adrian lernte ihn sofort als einen Menschen kennen, den er früher oder später vielleicht brauchen können würde, und als die Gäste sich an die Tafel setzten, nahmen sie nebeneinander Platz. Herr und Frau

Schulz und ihre Tochter, das siebzehnjährige Lottchen, aßen mit den Gästen, bewirteten sie und halfen der Köchin beim Servieren. Das Bier floß in Strömen. Jurko aß für vier; Adrian stand ihm nicht nach; seine Töchter genierten sich jedoch mehr; die in deutscher Sprache geführte Unterhaltung wurde immer lauter. Plötzlich erbat sich der Hausherr Aufmerksamkeit, entkorkte eine versiegelte Flasche und rief auf russisch:

»Auf das Wohl meiner guten Luise!« Der Champagner zweiter Güte schäumte. Der Hausherr küßte zärtlich das frische Gesicht seiner vierzigjährigen Lebensgefährtin, und die Gäste tranken geräuschvoll auf das Wohl der guten Luise. »Auf das Wohl meiner liebenswürdigen Gäste!« verkündete der Hausherr, eine zweite Flasche entkorkend. Die Gäste dankten ihm, indem sie ihre Gläser von neuem leerten. Nun folgten die Trinksprüche aufeinander: man trank auf das Wohl eines jeden Gastes besonders; auf das Wohl von Moskau und eines ganzen Dutzend deutscher Städtchen; man trank auf das Wohl aller Zünfte im allgemeinen und jeder einzelnen im besonderen; man trank auf das Wohl aller Meister und ihrer Gesellen. Adrian trank mit großem Eifer und kam so sehr in Stimmung, daß er selbst einen scherzhaften Trinkspruch ausbrachte. Plötzlich erhob einer der Gäste, ein dicker Bäcker, sein Glas und rief: »Auf das Wohl derer, für die wir arbeiten, auf das Wohl unserer Kunden!« Dieser Vorschlag wurde wie die anderen freudig und einstimmig angenommen. Die Gäste begannen, sich voreinander zu verbeugen: der Schneider vor dem Schuhmacher, der Schuhmacher vor dem Schneider, der Bäcker vor den beiden, alle vor dem Bäcker usw. Jurko rief inmitten dieser gegenwärtigen Verbeugungen seinem Nachbarn zu: »Nun, Väterchen, trink' doch aus das Wohl deiner Toten!« Alle lachten, aber der Sargmacher hielt sich für beleidigt und wurde mürrisch. Niemand merkte es, die Gäste tranken weiter, und man läutete schon zur Vesper, als alle sich vom Tische erhoben.

Die Gäste trennten sich in später Stunde, zum größten Teil angeheitert. Der dicke Bäcker und der Buchbinder, dessen Gesicht in roten Saffian gebunden zu sein schien, führten Jurko an den Armen nach seinem Wächterhäuschen, eingedenk des russischen Sprichwortes: »Die Schuld wird erst durchs Bezahlen schön.« Der Sargmacher kam betrunken und wütend nach Hause. »Was ist das, in der Tat,« sprach er laut vor sich hin, »warum soll mein Handwerk weniger ehrenhaft sein als die übrigen? Ist denn der Sargmacher ein Bruder des Henkers? Worüber lachen diese Deutschen? Ist denn ein Sargmacher ein Hanswurst für die Fastnacht? Ich wollte sie schon zur Einweihung meiner neuen Wohnung einladen und ein Fest geben; doch das soll nicht sein. Ich lade aber diejenigen, für die ich arbeite: die rechtgläubigen Leichen« – »Was redest du, Väterchen?« sagte die Magd, die ihm gerade die Stiefel auszog. »Was sprichst du für

Unsinn? Bekreuzige dich doch. Die Toten zu Gast laden. Fürchterlich.« – »Bei Gott, ich werde sie laden,« fuhr Adrian fort. »Und sogar für morgen. Bitte kommt doch, meine Wohltäter, zu mir morgen abend zu einem Schmaus. Ich werde euch traktieren mit allem, was mir Gott beschert hat.« Mit diesen Worten ging der Sargmacher zu Bett und begann bald zu schnarchen. Draußen war es noch dunkel, als man Adrian weckte. Die Kaufmannswitwe Trjuchina war in derselben Nacht gestorben, und ein berittener Bote vom Verwalter brachte Adrian diese Nachricht. Der Sargmacher gab ihm dafür zehn Kopeken Trinkgeld, zog sich in aller Eile an, nahm eine Droschke und fuhr nach dem Rasguljai. Am Tore des Sterbehauses stand schon die Polizei und gingen Kaufleute auf und ab, wie die Raben, die ein Aas wittern. Die Verstorbene lag auf dem Tisch, gelb wie Wachs, aber durch die Verwesung noch nicht entstellt. Verwandte, Nachbarn und das Hausgesinde drängten sich um sie. Alle Fenster standen offen; die Kerzen brannten; die Geistlichen lasen Gebete. Adrian ging auf Trjuchinas Neffen, einen jungen Kaufmann in modischem Rock, zu und erklärte ihm, daß er den Sarg, die Kerzen, die Sargdecke sowie das übrige Begräbniszubehör in bester Ordnung und pünktlich beistellen würde. Der Erbe dankte ihm zerstreut und sagte, er wolle wegen der Kosten nicht feilschen und verlasse sich in allen Dingen auf seine Anständigkeit. Der Sargmacher schwur seiner Gewohnheit gemäß bei Gott, daß er keinen Pfennig zuviel verlangen würde, wechselte mit dem Verwalter einen vielsagenden Blick und machte sich auf, um das Notwendige herbeizuschaffen. Den ganzen Tag fuhr er vom Rasguljai zum Nikitskij-Tor und zurück; gegen abend war er fertig, entließ die Droschke und ging zu Fuß heim. Es war eine Mondnacht. Der Sargmacher erreichte glücklich das Nikitskij-Tor. Bei der Himmelfahrtskirche rief ihn unser Freund Jurko an, und als er den Sargmacher erkannte, wünschte er ihm gute Nacht. Es war spät. Der Sargmacher näherte sich schon seinem Hause, als es ihm plötzlich vorkam, daß jemand auf die Hauspforte zuging, sie öffnete und eintrat. »Was mag das wohl bedeuten?« fragte sich Adrian. »Wer kann nach mir verlangen? Ist es vielleicht ein Dieb? Oder haben meine dummen Gänse Besuch von Geliebten? Das wäre möglich.« Der Sargmacher wollte schon seinen Freund Jurko zuhilfe rufen. Aber in diesem Augenblick näherte sich wieder jemand der Hauspforte und wollte eintreten; als er den Hausherrn heranlaufen sah, blieb er stehen und zog seinen Dreimaster. Das Gesicht kam Adrian bekannt vor, aber in der Eile konnte er es nicht genau sehen. »Sie kommen zu mir,« sagte Adrian atemlos: »treten Sie bitte ein.« – »Keine Umstände, Väterchen,« antwortete jener dumpf. »Geh' voraus und zeige den Gästen den Weg.« Adrian hatte auch keine Zeit, Umstände zu machen. Die Hauspforte stand offen, er ging die Treppe hinauf, und jener folgte ihm. Adrian kam es vor, als ob in seinen Zimmern Leute auf und ab gingen. »Was für ein Teufelsspuk!« dachte er sich und

wollte eintreten ... aber hier knickten seine Beine ein. Das Zimmer war voller Toten. Der Mond schien durch die Fenster herein und beleuchtete ihre gelben und blauen Gesichter, die eingesunkenen Münder, die trüben, halbgeschlossenen Augen und die zugespitzten Nasen ... Adrian erkannte in ihnen mit Entsetzen Leute, die unter seiner Beteiligung beerdigt worden waren; in dem Gast, der zugleich mit ihm eingetreten war, den Brigadier, bei dessen Beerdigung es in Strömen geregnet hatte. Sie alle, die Herren und die Damen umringten den Sargmacher mit Verbeugungen und Komplimenten, mit Ausnahme eines Bettlers, der vor kurzem unentgeltlich begraben worden war und der, sich seiner Lumpen schämend, nicht näher kam und bescheiden in einem Winkel stand. Alle übrigen waren höchst anständig gekleidet: die Damen trugen Hauben mit Bändern; die Beamten hatten ihre Uniformen an, waren aber unrasiert; die Kaufleute waren in ihren Feiertagsröcken erschienen. »Siehst du, Prochorow,« sagte der Brigadier im Namen der ganzen Gesellschaft, »wir sind alle auf deine Einladung hin auferstanden; nur diejenigen sind zu Hause geblieben, die nicht kommen konnten, die ganz auseinandergefallen sind und nur noch aus Knochen ohne Haut bestehen; aber auch von diesen konnte sich einer nicht enthalten – so gerne wollte er dich besuchen ...« In diesem Augenblick drängte sich ein kleines Skelett durch die Menge und ging auf Adrian zu. Sein Schädel lächelte dem Sargmacher freundlich zu. Fetzen hellgrünen und roten Tuches und alter Leinwand hingen an ihm wie an einer Stange, während die Knochen seiner Füße in seinen hohen Reitstiefeln wie Stößel in Mörsern klapperten. »Du erkennst mich nicht, Prochorow,« sagte das Skelett. »Erinnerst du dich noch an den verabschiedeten Sergeanten der Garde Pjotr Petrowitsch Kurilkin, denselben, dem du im Jahre 1799 deinen ersten Sarg verkauft hast, und dazu einen aus Fichtenholz statt aus Eichenholz?« Mit diesen Worten wollte er ihn in seine knöchernen Arme schließen. Aber Adrian nahm seine ganze Kraft zusammen, schrie auf und stieß ihn zurück. Pjotr Petrowitsch wankte, fiel hin und ging in Stücke. Unter den Toten erhob sich ein Gemurmel der Entrüstung; alle traten für die Ehre ihres Genossen ein, fielen über Adrian mit Schimpfworten und Drohungen her, und der arme Gastgeber, fast erdrückt und durch ihr Geschrei betäubt, verlor seine Geistesgegenwart, fiel selbst auf die Gebeine des verabschiedeten Sergeanten der Garde und verlor das Bewußtsein.

Die Sonne beleuchtete schon längst das Bett, auf dem der Sargmacher lag. Endlich schlug er die Augen auf und erblickte vor sich die Magd, die die Kohlen im Samowar anfachte. Mit Entsetzen erinnerte sich Adrian aller gestrigen Erlebnisse. Die Trjuchina, der Brigadier und der Sergeant Kurilkin tauchten wieder vor ihm auf. Er wartete schweigend, daß die Magd ein Gespräch beginnen und ihm über die Folgen der nächtlichen Abenteuer berichten würde.

»Wie du dich verschlafen hast, Väterchen Adrian Prochorowitsch,« sagte Aksinja, indem sie ihm seinen Schlafrock reichte. »Der Nachbar Schneider war da, auch der Nachtwächter mit der Mitteilung, daß der Revieraufseher heute Namenstag hat, aber du geruhtest noch zu schlafen, und wir wollten dich nicht wecken.«

»Kam denn niemand von der verstorbenen Trjuchina?« »Von der Verstorbenen? Ist sie denn gestorben?« »Dumme Gans! Hast du mir nicht selbst geholfen, alles für ihre Beerdigung herzurichten? »Was hast du, Väterchen: bist du von Sinnen oder ist der gestrige Rausch noch nicht verflogen? Was für eine Beerdigung hast du denn gestern gehabt? Du hast den ganzen Tag beim Deutschen gezecht, warst dann betrunken heimgekommen, hast dich aufs Bett geworfen und hast bis zur Stunde geschlafen, wo man zur Messe läutete.« »Wirklich?« fragte der Sargmacher erfreut. »Aber gewiß!« antwortete die Magd. »Nun, wenn es so ist, dann gib mir schnell Tee und ruf' die Töchter her.«

Der Stationsaufseher

Wer hat noch nicht auf die Stationsaufseher geflucht, wer sich mit ihnen noch nicht herumgeschlagen? Wer hat von ihnen im Augenblick des Zornes noch nicht das ominöse Buch verlangt, um in dasselbe eine zwecklose Beschwerde über Schikanen, Grobheiten und Unpünktlichkeit einzutragen? Wer hält sie nicht für Verbrecher am Menschengeschlecht, ähnlich den Rechtsverdrehern an den alten Gerichten oder wenigstens den Räubern von Murom? Wollen wir jedoch gerecht sein und uns in ihre Lage versetzen; dann werden wir sie vielleicht viel nachsichtiger beurteilen. Was ist so ein Stationsaufseher? Ein wahrer Märtyrer der vierzehnten Beamtenklasse, durch seinen Rang nur vor Schlägen geschützt, und auch das nicht immer (ich appelliere an das Gewissen meiner Leser). Wie ist das Amt dieses »Diktators«, wie ihn der Dichter Fürst Wjasemskij im Scherz nennt? Ist es nicht eine wahre Zuchthausstrafe? Keine Ruhe bei Tag und Nacht. Den ganzen Ärger, der sich während der langen langweiligen Fahrt angesammelt hat, läßt der Reisende an ihm aus. Das Wetter ist unerträglich, der Weg schrecklich, der Postkutscher eigensinnig, die Pferde wollen nicht fahren, – schuld hat aber an allem der Stationsaufseher. Betritt der Reisende seine ärmliche Behausung, so sieht er ihn gleich als einen Feind an; es ist noch gut, wenn er den ungebetenen Gast schnell abfertigen kann; wenn aber zufällig keine Pferde da sind? ... Mein Gott, was für Flüche, was für Drohungen fallen ihm dann auf das Haupt! Bei Regen und Schmutz muß er auf der Suche nach Pferden von Hof zu Hof laufen; bei Sturm und beim Dreikönigsfrost geht er auf den Flur hinaus, um sich nur für einen

Augenblick vom Geschrei und den Püffen des wütenden Gastes zu erholen. Ein General kommt gefahren; der zitternde Stationsaufseher muß ihm die beiden letzten Troikas geben, darunter auch die für die Kuriere bestimmte. Der General fährt weiter, ohne sich bedankt zu haben. Nach fünf Minuten wieder ein Glöckchen... und der Feldjäger wirft ihm seine Ordre auf den Tisch. ... Wenn wir dies alles genau bedenken, wird sich unser Herz eher mit aufrichtigem Mitleid als mit Empörung füllen.

Nur noch einige Worte: im Laufe von zwanzig Jahren habe ich Rußland in allen Richtungen bereist; fast alle Poststraßen sind mir bekannt; ich kenne mehrere Generationen von Postkutschern; es gibt wenige Stationsaufseher, die ich nicht kennte, mit wenigen habe ich noch nicht zu tun gehabt; die interessante Sammlung meiner Reisebeobachtungen gedenke ich in kürzester Zeit zu veröffentlichen; heute möchte ich nur sagen, daß die öffentliche Meinung eine ganz falsche Anschauung vom Stande der Stationsaufseher hat. Diese viel verleumdeten Stationsaufseher sind im allgemeinen friedliche Leute, von Natur dienstfertig, zum geselligen Leben geneigt, bescheiden in ihren Ansprüchen auf Ehren und nicht allzu eigennützig. Aus ihrer Unterhaltung (die die Herren Reisenden mit Unrecht verschmähen), kann man viel Interessantes und Belehrendes schöpfen. Und was mich betrifft, so ziehe ich, offen gestanden, eine Unterhaltung mit ihnen den Reden irgendeines Beamten der sechsten Rangklasse vor, der im dienstlichen Austrage reist.

Man wird leicht erraten, daß ich in diesem ehrenwerten Stande der Stationsaufseher meine Freunde habe. Und in der Tat, das Andenken eines von ihnen ist mir sehr teuer. Die Umstände hatten uns zusammengeführt, und von ihm möchte ich auch meinen geneigten Lesern erzählen.

Im Mai des Jahres 1816 fuhr ich zufällig durch das ***sche Gouvernement auf einer heute abgeschafften Poststraße. Ich bekleidete damals einen unbedeutenden Rang, reiste mit der Post und bezahlte für zwei Pferde. Aus diesem Grunde machten die Stationsaufseher mit mir wenig Federlesens, und ich mußte mir oft mit Gewalt erkämpfen, was mir meiner Ansicht nach von rechtswegen zukam. Da ich jung und aufbrausend war, entrüstete ich mich über die Gemeinheit und den Kleinmut eines Stationsaufsehers, wenn er die für mich bereitstehenden Troikapferde vor die Equipage eines höheren Beamten spannte. Ebenso lange konnte ich mich nicht daran gewöhnen, an der Tafel des Gouverneurs von einem wählerischen leibeigenen Diener mit einer Speise übergangen zu werden. Heute erscheint mir das eine wie das andere ganz in der Ordnung der Dinge. Und in der Tat, wie würde es mit uns stehen, wenn an die Stelle der allgemein anerkannten Regel: »Der Rang ehre den Rang« eine andere, zum Beispiel: »Der Verstand ehre den Verstand«, käme? Was für Streitigkeiten würden

da entstehen! Und in welcher Reihenfolge würden die Diener die Speisen herumtragen? Aber ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Es war ein heißer Tag. Drei Werst von der Station begann es zu tröpfeln, und nach wenigen Minuten war ich schon von einem Regenguß bis aus die Haut durchnäßt. Nach der Ankunft auf der Station war meine erste Sorge, so schnell als möglich meine Kleider zu wechseln, und die zweite – mir Tee geben zu lassen. »He, Dunja.« rief der Stationsaufseher: »Bereite den Samowar und hole Sahne.« Bei diesem Wort kam hinter dem Verschlag ein etwa vierzehnjähriges Mädchen heraus und lief in den Flur. Ihre Schönheit setzte mich in Erstaunen. »Ist das deine Tochter?« fragte ich den Stationsaufseher. – »Ja, meine Tochter,« antwortete er mit der Miene befriedigten Stolzes: »und sie ist so gescheit und so flink, ganz wie ihre selige Mutter.« Hier begann er meine Ordre ins Buch einzutragen, und ich sah mir indessen die Bilder an, die die Wände seiner bescheidenen, doch reinlichen Behausung schmückten. Sie stellten die Geschichte des verlorenen Sohnes dar: auf dem ersten entließ ein ehrwürdiger Greis in Nachtmütze und Schlafrock den ruhelosen Jüngling, der von ihm eilig den Segen und einen Sack mit Geld in Empfang nahm. Auf dem nächsten war in leuchtenden Farben der liederliche Lebenswandel des jungen Mannes dargestellt; er sitzt an einer Tafel, umgeben von falschen Freunden und schamlosen Weibern. Ferner sah man den verarmten Jüngling in Bettlerkleidung und Dreispitz Schweine hüten und mit ihnen das Mal teilen; sein Gesicht drückte tiefen Kummer und Reue aus. Schließlich war auch seine Rückkehr zum Vater dargestellt: der gute Greis stürzt ihm in derselben Nachtmütze und im selben Schlafrock entgegen; der verlorene Sohn liegt auf den Knien; im Hintergrunde schlachtet der Koch ein gemästetes Kalb, und der ältere Bruder befragt die Diener nach der Ursache einer solchen Freude. Unter jedem der Bilder las ich entsprechende deutsche Verse. Dies alles ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben, ebenso die Balsaminentöpfe, das Bett mit den bunten Vorhängen und die übrigen Gegenstände, die mich umgaben. Ich sehe auch noch den Wirt selbst vor mir, einen noch frischen und rüstigen fünfzigjährigen Mann, in einem langschößigen grünen Rock mit drei Medaillen an verschossenen Bändern an der Brust.

Kaum hatte ich mit dem Kutscher, mit dem ich bisher gefahren war, abgerechnet, als Dunja mit dem Samowar zurückkehrte. Die kleine Kokette hatte schon beim zweiten Blick den Eindruck gemerkt, den sie auf mich machte; sie schlug ihre großen blauen Augen nieder; ich begann ein Gespräch mit ihr; sie antwortete mir ohne die geringste Scheu, wie ein Mädchen, das schon die Welt gesehen hat. Ich bot ihrem Vater ein Glas Punsch an; Dunja gab ich eine Tasse Tee, und wir unterhielten uns zu dreien, als wären wir schon seit einer Ewigkeit bekannt. Die Pferde standen schon lange bereit, ich hatte aber noch immer keine Lust, mich vom Stationsaufseher und seiner Tochter zu

trennen. Endlich nahm ich doch Abschied; der Vater wünschte mir glückliche Reise, und die Tochter begleitete mich zum Wagen. Im Flure blieb ich stehen und bat sie um Erlaubnis, sie küssen zu dürfen; Dunja willigte ein... Ich könnte viele Küsse aufzählen, die ich genossen, seitdem ich dieses Handwerk treibe, aber keiner hat in mir eine so dauernde, so angenehme Erinnerung hinterlassen.

Es vergingen mehrere Jahre, und die Umstände brachten mich wieder in die gleiche Gegend, auf die gleiche Poststraße. Ich erinnerte mich der Tochter des alten Stationsaufsehers und freute mich beim Gedanken, daß ich sie wiedersehen würde. »Vielleicht,« dachte ich mir, »ist aber der alte Stationsaufseher schon abgesetzt; Dunja ist wohl auch verheiratet.« Auch der Gedanke, daß einer von beiden gestorben sein könnte, ging mir durch den Sinn, und ich näherte mich der Station *** mit banger Vorahnung. Die Pferde hielten vor dem kleinen Stationsgebäude. Als ich ins Zimmer trat, erkannte ich sofort die Bilder, die die Geschichte des verlorenen Sohnes darstellten; der Tisch und das Bett standen noch auf ihren alten Stellen, aber auf den Fensterbänken gab es keine Blumen mehr, und alles ringsum zeigte Vernachlässigung und Verfall. Der Stationsaufseher schlief unter einem Schafspelze; meine Ankunft weckte ihn; er stand auf... Er war es in der Tat, Simeon Wyrin; aber wie alt war er geworden. Während er sich anschickte, meine Ordre ins Buch einzutragen, betrachtete ich sein graues Haar, die tiefen Runzeln in seinem schon lange nicht mehr rasierten Gesicht, den gekrümmten Rücken, und ich mußte darüber staunen, wie die drei oder vier Jahre diesen rüstigen Mann in einen gebrechlichen Greis zu verwandeln vermochten. »Hast du mich erkannt?« fragte ich ihn: »Wir sind ja alte Bekannte.« – »Ist schon möglich,« antwortete er mürrisch, »hier ist ja eine Landstraße, gar viele Reisende sind schon hier gewesen.« – »Geht es deiner Dunja gut?« fuhr ich fort. Der Alte machte ein finsteres Gesicht. »Gott mag das wissen,« antwortete er. – »Sie ist also wohl verheiratet?« fragte ich. Der Alte tat, als hätte er meine Frage überhört, und fuhr fort, meine Ordre im Flüstertone zu lesen. Ich gab meine Fragen auf und ließ mir Tee kochen. Die Neugier begann mich zu quälen, und ich hoffte, daß der Punsch meinem alten Freund die Zunge lösen würde. Ich hatte mich nicht getäuscht: der Alte lehnte das angebotene Glas nicht ab. Ich bemerkte, daß der Rum ihn aufheiterte. Beim zweiten Glas wurde er gesprächig: er erinnerte sich meiner oder tat bloß so, und ich erfuhr von ihm die Geschichte, die mich damals außerordentlich fesselte und rührte.

»Sie kannten also meine Dunja?« begann er. »Wer hat sie auch nicht gekannt? Ach, Dunja, Dunja. Was war das für ein Mädel. Wer auch vorbei kam, ein jeder lobte sie, niemand hatte ihr etwas vorzuwerfen. Die Damen schenkten ihr bald ein Tüchlein und bald Ohrringe. Die Herren Reisenden machten hier absichtlich halt, als wollten sie zu

Mittag oder zu Abend essen, in Wirklichkeit aber nur, um sie länger sehen zu können. Wie wütend mancher Herr auch war, in ihrer Gegenwart wurde er still sprach mit mir gnädig. Glauben Sie es mir, Herr: Kuriere und Feldjäger verplauderten mit ihr oft halbe Stunde. Das ganze Haus hielt sich nur durch sie: sie räumte auf und kochte und kam immer zurecht. Und ich alter Narr konnte mich gar nicht sattsehen, konnte mich nicht genug freuen; habe ich denn meine Dunja nicht geliebt, habe ich mein Kind nicht verhätschelt? Hat sie nicht ein gutes Leben bei mir gehabt? Aber nein, vor dem Unglück ist niemand gefeit, was einem beschieden ist, dem kann man nicht entrinnen.« Hier erzählte er mir ausführlich von seinem Kummer. Vor drei Jahren, an einem Winterabend, als der Stationsaufseher ein neues Buch liniierte und seine Tochter hinter dem Verschlag an einem Kleide nähte, hielt vor dem Hause eine Troika, und ein Reisender, mit einer Tscherkessenmütze und Militärmantel angetan, in einen Schal gewickelt, trat ins Zimmer und verlangte Pferde. Sämtliche Pferde waren fort. Bei dieser Nachricht erhob der Reisende schon seine Stimme und seine Reitpeitsche; aber Dunja, die an solche Szenen gewöhnt war, kam hinter dem Verschlag herausgelaufen und wandte sich an den Reisenden mit der Frage: »Ob es ihm nicht genehm sei, etwas zu speisen?« Dunjas Erscheinen verfehlte seinen Eindruck nicht. Der Zorn des Reisenden verpuffte. Er erklärte sich bereit, auf die Pferde zu warten, und bestellte ein Abendessen. Nachdem er die nasse, zottige Mütze abgenommen, den Schal abgelegt und den Mantel zusammengerollt hatte, stand der Reisende als junger schlanker Husar mit kleinem schwarzen Schnurrbart da. Er machte es sich beim Stationsaufseher bequem und fing an, sich mit ihm und seiner Tochter lustig zu unterhalten. Man reichte das Abendessen. Indessen waren Pferde zurückgekehrt, und der Stationsaufseher ließ sie, ohne sie erst zu füttern, sofort an den Wagen des Reisenden spannen; als er aber in die Stube zurückkehrte, fand er den jungen Mann fast bewußtlos auf der Bank liegen; es war ihm plötzlich schlecht geworden, er hatte Kopfweh und konnte unmöglich weiterfahren... Was war da zu tun? Der Stationsaufseher trat ihm sein Bett ab, und es wurde beschlossen, wenn es dem Kranken nicht besser ginge, am nächsten Morgen aus S*** einen Arzt zu holen. Am anderen Tage hatte sich der Zustand des Husaren verschlechtert. Sein Diener ritt nach der Stadt, um den Arzt zu holen. Dunja umband ihm den Kopf mit einem mit Essig befeuchteten Tuch und setzte sich mit ihrer Näharbeit an sein Bett. In Gegenwart des Stationsaufsehers stöhnte der Kranke und sprach fast kein Wort, trank aber zwei Tassen Kaffee und bestellte sich stöhnend ein Mittagessen. Dunja wich nicht von seiner Seite. Jeden Augenblick verlangte er zu trinken, und Dunja reichte ihm einen Becher mit Limonade, die sie zubereitet hatte. Der Kranke benetzte seine Lippen und

drückte, sooft er den Becher zurückgab, mit seiner schwachen Hand dankbar die Hand Dunjas.

Um die Mittagsstunde kam der Arzt. Er fühlte dem Kranken den Puls, sprach mit ihm auf deutsch und erklärte dann auf russisch, daß er nur der Ruhe bedürfe und so nach zwei Tagen seine Reise fortsetzen können würde.

Der Husar händigte ihm fünfundzwanzig Rubel für die Visite ein und forderte ihn auf, mit ihm zu essen; der Arzt willigte ein; beide aßen mit großem Appetit, tranken eine Flasche Wein und schieden sehr zufrieden miteinander. Es verging noch ein Tag, und der Husar war wieder lebendig geworden. Er war außerordentlich heiter, scherzte unaufhörlich bald mit Dunja und bald mit dem Stationsaufseher, pfiff allerlei Lieder, plauderte mit den Reisenden, trug ihre Ausweise in das Postbuch ein und gefiel dem guten Stationsaufseher so gut, daß es ihm sehr leid tat, sich am dritten Morgen von seinem liebenswürdigen Gast trennen zu müssen. Es war ein Sonntag. Dunja wollte zur Messe. Der Wagen des Husaren hielt vor der Tür. Er nahm Abschied vom Stationsaufseher, entlohnte ihn reichlich für die Unterkunft und die Bewirtung; nahm auch von Dunja Abschied und machte ihr den Vorschlag, sie bis zur Kirche zu fahren, die sich am anderen Ende des Dorfes befand. Dunja stand ratlos da... »Was fürchtest du denn? sagte ihr der Vater. »Seine Hochwohlgeboren sind doch kein Wolf und werden dich nicht auffressen; fahre doch mit ihm zur Kirche.« Dunja setzte sich in den Wagen neben den Husaren, der Diener sprang auf den Bock, der Kutscher pfiff, und die Pferde sprengten davon. Der arme Stationsaufseher begriff selbst nicht, wie er nur Dunja hatte erlauben können, mit dem Husaren mitzufahren, wie diese Verblendung über ihn hatte kommen können und wo er damals seinen Verstand hatte. Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als sein Herz sich zusammenkrampfte und sich seiner eine solche Unruhe bemächtigte, daß er sich nicht länger beherrschen konnte und selbst zur Messe ging. Als er sich der Kirche näherte, sah er, daß die Leute schon auseinandergingen, aber Dunja war weder aus dem Kirchhofe noch vor der Kirchentüre zu sehen. Er trat eilig in die Kirche; der Geistliche kam aus der Sakristei; der Küster löschte die Lichter; zwei alte Frauen beteten noch in einem Winkel, aber Dunja war auch nicht in der Kirche. Der arme Vater konnte sich kaum entschließen, den Küster zu fragen, ob sie bei der Messe gewesen sei. Der Küster antwortete, sie sei nicht dagewesen. Der Stationsaufseher kehrte mehr tot als lebendig nach Hause zurück. Nur eine Hoffnung war ihm noch geblieben: vielleicht war es Dunja in ihrem jugendlichen Leichtsinn eingefallen, bis zur nächsten Station mitzufahren, wo ihre Patin wohnte. In qualvoller Unruhe erwartete er die Rückkehr der Troika, mit der er sie hatte fahren lassen. Der Kutscher kam lange nicht. Erst gegen Abend kehrte er

allein und betrunken zurück mit der niederschmetternden Nachricht: »Dunja ist von der nächsten Station mit dem Husaren weitergefahren.« Der Alte konnte diesen Schlag nicht ertragen: er legte sich sofort in das gleiche Bett, in dem einen Tag vorher der junge Betrüger gelegen hatte. Jetzt kam der Stationsaufseher, indem er alle Umstände erwog, dahinter, daß die Krankheit geheuchelt gewesen sei. Der Ärmste erkrankte an einem heftigen Fieber; man brachte ihn nach S*** und besetzte seinen Posten vorübergehend mit einem anderen Beamten. Der gleiche Arzt, der zum Husaren gekommen war, behandelte auch ihn. Er versicherte dem Stationsaufseher, daß der junge Mann vollkommen gesund gewesen sei; er hätte schon damals seine böse Absicht vermutet, aber aus Furcht vor seiner Reitpeitsche geschwiegen. Ob der Deutsche die Wahrheit sprach oder bloß mit seinem Scharfsinn prahlen wollte, jedenfalls tröstete er damit den armen Kranken in keiner Weise. Kaum hatte er sich von seiner Krankheit erholt, erbat er sich vom Postmeister zu S*** einen Urlaub für zwei Monate und machte sich, ohne jemand auch ein Wort von seiner Absicht gesagt zu haben, zu Fuß auf, seine Tochter zu suchen. Aus den Reisepapieren wußte er, daß der Rittmeister Minskij aus Smolensk nach Petersburg fuhr. Der Kutscher, der ihn gefahren hatte, erzählte, daß Dunja während der ganzen Fahrt geweint habe, obwohl sie doch freiwillig mitzufahren schien. »Vielleicht bringe ich mein verirrtes Schäfchen doch noch heim,« dachte sich der Stationsaufseher.

Mit diesen Gedanken kam er nach Petersburg, stieg im »Ismajlowskij-Polk«, im Hause eines verabschiedeten Unteroffiziers, seines alten Kameraden, ab und machte sich auf die Suche. Bald erfuhr er, daß Minskij sich in Petersburg befand und im Demutschen Gasthofe wohnte. Der Stationsaufseher entschloß sich, ihn aufzusuchen. Am frühen Morgen kam er zu ihm ins Vorzimmer und bat, Seiner Hochwohlgeboren zu melden, daß ein alter Soldat ihn zu sehen wünsche. Der Bursche, der einen Stiefel aus einem Leisten putzte, erklärte ihm, daß der Herr noch schlafe und vor elf Uhr niemand empfange. Der Stationsaufseher ging und kam zur angegebenen Zeit wieder. Minskij kam selbst in Schlafrock und roter Mütze zu ihm heraus. »Was willst du, Bruder?« fragte er ihn. Dem Alten klopfte das Herz, Tränen traten ihm in die Augen, und er sagte mit zitternder Stimme bloß: »Euer Hochwohlgeboren... erweisen Sie mir die göttliche Gnade...« Minskij sah ihn scharf an, wurde rot, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in sein Kabinett und verschloß die Tür. »Euer Hochwohlgeboren!« fuhr der Alte fort: »Was verloren, ist verloren; geben Sie mir wenigstens meine arme Dunja wieder. Sie haben sich an ihr genug ergötzt; richten Sie sie nicht unnütz zugrunde.« – »Was geschehen, kann ich nicht mehr ändern,« antwortete der junge Mann in größter Verwirrung: »Ich bin schuldig gegen dich und will dich um Verzeihung bitten; glaube aber nicht, daß ich von Dunja lassen könnte. Sie wird glücklich sein, ich gebe dir mein

Ehrenwort drauf. Was brauchst du sie? Sie liebt mich; sie hat sich ihres früheren Lebens entwöhnt. Keiner von euch, weder du noch sie wird das Geschehene vergessen können.« Dann steckte er dem Alten etwas in den Ärmel, öffnete die Tür, und der Stationsaufseher trat, er wußte selbst nicht wie, wieder auf die Straße.

Lange stand er unbeweglich. Endlich gewahrte er in seinem Ärmelaufschlag einen Pack Papiere; er holte ihn hervor und entfaltete einige zerknüllte Fünfzigrubelscheine. Wieder traten ihm Tränen in die Augen – Tränen der Entrüstung. Er ballte die Banknoten zu einem Knäuel zusammen, warf diesen auf den Boden, trat mit den Füßen drauf und ging weiter... Nach einigen Schritten blieb er stehen ... überlegte sich ... ging zurück ... aber die Banknoten waren schon verschwunden. Ein gut gekleideter junger Mann stürzte sich, als er ihn erblickte, zu einer Droschke, setzte sich eilig hinein und rief dem Kutscher: »Fahr zu.« Der Stationsaufseher verfolgte ihn nicht. Er hatte beschlossen, auf seine Station zurückzukehren; aber vorher wollte er wenigstens einmal seine arme Dunja sehen. In dieser Abficht ging er nach zwei Tagen wieder zu Minskij; der Bursche sagte ihm aber streng, daß der Herr niemand empfange, drängte ihn mit der Brust aus dem Vorzimmer hinaus und schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Der Stationsaufseher stand noch eine Weile da und ging dann seiner Wege.

Am Abend des gleichen Tages ging er durch die Litejnaja-Straße, nachdem er zuvor in der Kirche »Aller Betrübten Freude« einen Gottesdienst hatte abhalten lassen. Plötzlich flog eine elegante Droschke an ihm vorüber, und der Stationsaufseher erkannte Minskij. Die Droschke hielt vor einem dreistöckigen Hause, und der Husar lief die Stufen hinauf. Ein glücklicher Gedanke ging dem Stationsaufseher durch den Kopf. Er kehrte um, ging auf den Kutscher zu und fragte ihn: »Wessen Pferd ist das, Bruder? Gehört es nicht dem Minskij? – »Ja,« antwortete der Kutscher, »aber was willst du?« – »Siehst du, dein Herr hat mir befohlen, seiner Dunja ein Briefchen zu bringen, und ich habe vergessen, wo diese Dunja wohnt.« – »Sie wohnt hier im zweiten Stock. Du kommst zu spät mit deinem Briefchen, Bruder: er ist jetzt selbst bei ihr.« – »Tut nichts,« entgegnete der Stationsaufseher mit unsagbarem Herzklopfen, »ich danke dir für die Auskunft, meine Sache werde ich schon selbst besorgen.« Und mit diesen Worten ging er die Treppe hinauf.

Die Tür war verschlossen; er klingelte. Einige Sekunden vergingen in einer für ihn schier unerträglichen Erwartung. Der Schlüssel rasselte; man machte ihm auf. »Wohnt hier Awdotja Simeonowna?« fragte er. – »Hier,« antwortete ihm eine junge Magd. »Was willst du von ihr?« – Der Stationsaufseher trat, ohne ihr zu antworten, in den Salon. – »Nicht doch!« rief ihm die Magd nach: »Awdotja Simeonowna hat

Besuch!« – Aber der Stationsaufseher ging, ohne auf sie zu hören, weiter. In den beiden ersten Zimmern war es dunkel; im dritten brannte Licht. Er trat in die offene Tür und blieb stehen. Im prachtvoll ausgestatteten Zimmer saß Minskij in Gedanken versunken. Dunja, mit allem Luxus der Mode gekleidet, saß auf der Lehne seines Sessels wie eine Reiterin in einem englischen Sattel. Sie sah Minskij zärtlich an und wickelte sich seine schwarzen Locken um ihre diamantfunkelnden Finger. Der arme Stationsaufseher! Noch niemals hatte er seine Tochter so schön gesehen; er mußte sie unwillkürlich bewundern. »Wer ist da?« fragte sie, ohne den Kopf zu heben. Er schwieg noch immer. Da Dunja keine Antwort bekam, hob sie den Kopf ... und fiel mit einem Schrei zu Boden. Der erschrockene Minskij stürzte zu ihr hin, um sie aufzuheben, erblickte aber in der Tür den alten Stationsaufseher, ließ Dunja los und ging zitternd vor Wut auf ihn zu: »Was willst du?« sagte er zu ihm mit zusammengepreßten Zähnen: »Was schleichst du mir überall nach wie ein Räuber? Oder willst du mich ermorden? Mach', daß du fortkommst.« Und er packte den Alten mit starker Hand am Kragen und stieß ihn auf die Treppe hinaus.

Der Alte kehrte in sein Quartier zurück. Sein Freund riet ihm, sich zu beschweren; aber der Stationsaufseher dachte eine Weile nach, winkte abwehrend mit der Hand und entschloß sich, nichts zu unternehmen. Nach zwei Tagen begab er sich aus Petersburg auf seine Station zurück und trat sein Amt wieder an. »Es ist schon das dritte Jahr,« schloß er seine Erzählung, »daß ich ohne Dunja lebe und von ihr nichts gehört oder gesehen habe. Ob sie lebt oder nicht, weiß Gott allein. Alles ist in dieser Welt möglich. Sie ist nicht die erste und nicht die letzte, die von einem durchreisenden Taugenichts verführt, eine Zeitlang ausgehalten und dann verlassen wird. In Petersburg gibt es viele solche jungen dummen Gänse, die heute in Samt und Seide gehen und morgen mit allerlei Gesindel die Straße kehren. Wenn ich so bedenke, daß auch Dunja ebenso zugrundegehen kann, so sündige ich unwillkürlich und wünsche ihr den Tod...« Das war die Geschichte meines Freundes, des alten Stationsaufsehers, die Geschichte, die mehr als einmal von Tränen unterbrochen wurde, welche er malerisch mit seinem Rockschoß abwischte, wie der eifrige Terentjitsch in Dmitrijews schöner Ballade. Diese Tränen waren zum Teil vom Punsche hervorgerufen, von dem er während der Erzählung fünf Glas geleert hatte; aber wie dem auch sei, sie rührten mich sehr. Nachdem ich mich von ihm getrennt hatte, konnte ich lange Zeit den alten Stationsaufseher nicht vergessen und dachte auch lange an die arme Dunja... Als ich vor kurzem wieder durch das Städtchen *** fuhr, erinnerte ich mich meines Freundes; ich erfuhr, daß die Station, der er vorgestanden, aufgehoben worden war. Auf meine Frage, ob der alte Stationsaufseher noch lebe, konnte mir niemand eine befriedigende Antwort geben. Ich entschloß mich, die mir bekannte Gegend aufzusuchen, mietete

mir ein Privatfuhrwerk und fuhr nach dem Dorfe N. Es war im Herbst. Graue Wolken bedeckten den Himmel, ein kalter Wind wehte von den abgemähten Feldern und riß das rote und gelbe Laub von den Bäumen. Ich kam ins Dorf bei Sonnenuntergang und hielt vor dem Posthause. In dem Flur (wo mich einst die arme Dunja geküßt hatte) empfing mich eine dicke Frau und antwortete mir auf meine Fragen, daß der alte Stationsaufseher seit einem Jahre tot sei und daß in seinem Hause jetzt ein Bierbrauer wohne; sie selbst sei die Frau dieses Bierbrauers. Ich fing schon an, meine zwecklose Fahrt und die sieben Rubel, die sie mich gekostet, zu bereuen. »Woran ist er denn gestorben?« fragte ich die Frau des Bierbrauers. – »Am Trunke, Väterchen,« antwortete sie. – »Und wo hat man ihn beerdigt?« – »Hier auf dem Friedhofe, neben seiner verstorbenen Frau.« – »Kann mich nicht jemand zu seinem Grabe führen?« – »Warum nicht? He, Wanjk! genug mit der Katze zu spielen. Führe den Herrn auf den Friedhof und zeige ihm des Stationsaufsehers Grab.«

Bei diesen Worten kam ein zerlumpter, rothaariger und einäugiger Junge zu mir herausgelaufen und führte mich sofort auf den Friedhof.

»Hast du den Verstorbenen gekannt?« fragte ich ihn unterwegs.

»Wie soll ich ihn nicht gekannt haben! Er hat mich gelehrt, Rohrpfeifen zu schnitzen. Manchmal geht er (Gott hab' ihn selig!) aus der Schenke, und wir laufen ihm nach und schreien: ›Großvater, Großvater. Gib uns Nüsse! und er schenkte uns Nüsse. Immer gab er sich mit uns ab.«

»Erinnern sich die Reisenden noch seiner?«

»Jetzt fahren wenig Reisende durch; höchstens kommt noch der Assessor her, aber der kümmert sich nicht um die Toten. Im letzten Sommer kam eine vornehme Dame gefahren, die fragte nach dem alten Stationsaufseher und besuchte auch sein Grab.«

»Was für eine Dame?« fragte ich neugierig.

»Eine wunderschöne Dame,« antwortete der Junge. »Sie fuhr in einer sechsspännigen Kutsche mit drei kleinen Kindern, mit einer Amme und mit einem schwarzen Hündchen, und als man ihr sagte, der alte Stationsaufseher sei tot, fing sie zu weinen an und sagte zu ihren Kindern: ›Bleibt ruhig sitzen, ich gehe zum Friedhof.‹ Ich erbot mich, sie hinzuführen. Aber die Dame sagte: ›Ich kenne selbst den Weg.‹ Und sie schenkte mir einen silbernen Fünfer... So eine gute Dame.«

Wir kamen zum Friedhof, einem öden, nicht eingezäunten Platz, voller Holzkreuze, doch ohne einen einzigen Baum. Seit ich lebe, habe ich noch keinen so traurigen Friedhof gesehen.

»Das ist das Grab des alten Stationsaufsehers,« sagte mir der Junge, auf einen Sandhaufen springend, auf dem ein schwarzes Kreuz mit einem kleinen Heiligenbild aus Messing stand.

»Kam auch jene Dame her?« fragte ich ihn. »Ja, sie kam her,« antwortete Wanjka, »ich habe ihr von weitem zugeguckt. Sie warf sich hier nieder und lag lange da. Dann ging die Dame ins Dorf, ließ den Popen kommen, gab ihm Geld und fuhr davon, mir aber gab sie einen silbernen Fünfer ... eine gute Dame.« Auch ich schenkte dem Jungen einen Fünfer und bedauerte nicht mehr, daß ich diesen Abstecher gemacht und die sieben Rubel ausgegeben hatte.

Das Fräulein als Bäuerin

In einem unserer entlegenen Gouvernements befand sich das Gut Iwan Petrowitsch Berestows. In seiner Jugend hatte er in der Garde gedient, aber zu Beginn des Jahres 1797 seinen Abschied genommen und war auf sein Gut gezogen, das er seitdem niemals verließ. Er war mit einer armen Adligen verheiratet gewesen, die im Wochenbett starb, gerade zu einer Zeit, als er sich auf der Jagd befand. In der Bewirtschaftung seines Gutes fand er bald Trost. Er baute sich ein Haus nach eigenem Plan, richtete eine Tuchfabrik ein, sicherte sich ein Einkommen und begann sich für den klügsten Mann in der ganzen Gegend zu halten, und die Nachbarn, die ihn in Begleitung ihrer Familien und ihrer Hunde zu besuchen pflegten, widersprachen dem nicht. An Wochentagen trug er eine Plüschjacke, an Feiertagen aber einen Rock aus hausgewebtem Tuch; er schrieb selbst alle Ausgaben auf und las nichts außer den »Senatsnachrichten«. Im allgemeinen war er beliebt, obwohl ihn viele für hochmütig hielten. Nur sein nächster Nachbar Grigorij Iwanowitsch Muromskij konnte mit ihm nicht auskommen. Dieser war ein echter russischer großer Herr. Nachdem er in Moskau den größten Teil seines Vermögens verpraßt hatte und zugleich Witwer geworden war, zog er sich auf das einzige ihm noch gebliebene Gut zurück, wo er seine tollen Streiche fortsetzte, wenn sie auch jetzt anderer Art waren. Er legte einen englischen Park an, der fast alle seine Einnahmen verschlang. Seine Stallknechte waren wie englische Jockeys gekleidet. Seine Tochter hatte eine englische Erzieherin. Die Felder werden auf englische Manier bestellt, aber:

»Auf fremde Art kann russisch' Korn nicht wachsen.«

Trotz der bedeutenden Einschränkung der Ausgaben, nahm das Einkommen Grigorij Iwanowitschs nicht zu; er fand auch auf dem Lande Mittel, neue Schulden zu machen; dabei galt er für gar nicht dumm, denn er war als erster von allen Gutsbesitzern des Gouvernements darauf gekommen, sein Gut beim Vormundschaftsgericht zu verpfänden, – ein Unternehmen, das damals für außerordentlich kompliziert und kühn galt. Unter allen, die ihn tadelten, urteilte Berestow strenger als alle. Eine Abneigung gegen alle Neuerungen war der auffallendste Zug seines Charakters. Von der Anglomanie seines Nachbarn konnte er gar nicht gleichgültig sprechen und fand jeden Augenblick Gelegenheit, ihn zu kritisieren. Wenn er einem Gast seinen Besitz zeigte, so antwortete er auf das Lob, das jener seinen wirtschaftlichen Anordnungen spendete, mit ironischem Lächeln: »Jawohl, bei mir ist es nicht so wie bei meinem Nachbar Grigorij Iwanowitsch. Was soll ich mich auf englische Manier zugrunde richten; ich will lieber auf russische Art satt werden.« Solche und ähnliche Scherze kamen dank den Bemühungen der Nachbarn auch Grigorij Iwanowitsch zu Ohren, sogar mit Ergänzungen und Kommentaren. Der Anglomane konnte die Kritik ebenso schwer vertragen wie unsere Journalisten. Er wütete und nannte seinen Kritiker einen Bären und einen Provinzialen.

Solcher Art waren die Beziehungen zwischen den beiden Gutsbesitzern, als der Sohn Berestows zu seinem Vater aufs Gut kam. Er war an der Universität *** erzogen worden und hatte die Absicht, in den Militärdienst zu treten, allein sein Vater wollte es ihm nicht erlauben. Für den Zivildienst fühlte der junge Mann nicht die geringste Befähigung. Sie wollten einander nicht nachgeben; der junge Alexej begann das Leben eines reichen Landjunkers zu führen und ließ sich für jeden Fall einen Schnurrbart stehen.

Alexej war in der Tat ein strammer Bursche. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn es seiner schlanken Figur versagt bliebe, von einer Militäruniform umspannt zu werden, und wenn er, statt hoch zu Roß zu stolzieren, seine Jugend über Kanzleiakten gebückt verbringen müßte. Wenn die Nachbarn sahen, wie er bei einer Jagd immer allen voran, ohne auf Weg und Steg zu achten, dahersprengte, sagten sie einstimmig, daß aus ihm niemals ein ordentlicher Amtsvorstand werden würde. Die jungen Mädchen beobachteten ihn und vergafften sich sogar in ihn; aber Alexej schenkte ihnen wenig Beachtung, und sie sahen den Grund seiner Gefühllosigkeit in einem geheimen Liebesbunde. Und in der Tat ging die Abschrift der Adresse eines seiner Briefe von Hand zu Hand: »An Akulina Petrowna Kurotschkina, in Moskau, gegenüber dem Alexej-Kloster, im Hause des Kupferschmiedes Ssaweljew, und Sie

werden höflichst gebeten, diesen Brief abzugeben an A. N. R.« Diejenigen meiner Leser, die noch nie auf dem Land gelebt haben, können sich keine Vorstellung davon machen, wie entzückend die jungen Mädchen in der Provinz sind! In der reinen Luft, im Schatten ihrer Apfelbäume aufgewachsen, schöpfen sie die Kenntnis des Lebens und der Welt aus Büchern. Vereinsamung, Freiheit und Lektüre zeitigen in ihnen früh Gefühle und Leidenschaften, die unseren an Zerstreuungen gewöhnten Schönen unbekannt sind. Für so ein junges Mädchen ist schon der Ton einer Postwagenschelle ein Erlebnis; eine Reise nach der nächsten Stadt wird als eine wichtige Epoche ihres Lebens angesehen, und der Besuch eines Fremden hinterläßt eine lange, zuweilen eine ewige Erinnerung. Es ist natürlich einem jeden erlaubt, sich über einige ihrer Eigenheiten lustig zu machen; aber die Scherze eines oberflächlichen Beobachters vermögen ihre tatsächlichen Vorzüge nicht zu vernichten, von denen die Eigentümlichkeit des Charakters, die »Individualität«, die vornehmste ist, ohne die es nach Jean Pauls Ansicht keine menschliche Größe geben kann. In den Hauptstädten genießen die Frauen vielleicht eine bessere Erziehung; aber der gesellschaftliche Verkehr schleift bald die Eigentümlichkeiten des Charakters ab und macht die Seelen ebenso einförmig wie den Kopfputz. Dies soll weder als Vorwurf noch als Tadel ausgesprochen werden, aber »nota nastra manet«, wie ein alter Kommentator schreibt.

Man kann sich wohl vorstellen, welchen Eindruck Alexej auf unsere jungen Mädchen machen mußte. Er war der erste, der finster und enttäuscht vor ihnen erschien; der erste, der ihnen von verlorenen Freuden und von seiner verwelkten Jugend sprach; außerdem trug er einen schwarzen Ring mit einem Totenkopfe. Das alles war in jenem Gouvernement noch neu. Die jungen Mädchen waren alle in ihn vernarrt.

Am meisten interessierte sich aber für ihn die Tochter meines Anglomanen, Lisa (oder Betsy, wie Grigorij Iwanowitsch sie gewöhnlich nannte). Die Väter verkehrten nicht mit einander, und sie hatte Alexej noch nicht gesehen, während alle jungen Nachbarinnen nur von ihm sprachen. Sie war siebzehn Jahre alt. Ihr dunkles, sehr anmutiges Gesicht wurde von schwarzen Augen belebt. Sie war das einzige Kind und darum verhätschelt. Ihre Lebhaftigkeit und die Streiche, die sie jeden Augenblick anstellte, entzückten den Vater und brachten ihre Erzieherin, Miß Jackson, zur Verzweiflung. Diese war eine vierzigjährige affektierte alte Jungfer, die sich die Wangen weiß und die Brauen schwarz malte, zweimal im Jahre die »Pamela« las, dafür zweitausend Rubel Gehalt bekam und in diesem barbarischen Rußland vor Langeweile verging.

Lisas Zofe hieß Nastja; sie war etwas älter, aber ebenso leichtsinnig wie ihre Herrin. Lisa liebte sie sehr, vertraute ihr alle ihre Geheimnisse an, beriet sich mit ihr über

jeden Streich, – mit einem Worte, Nastja war aus dem Gute Prilutschino eine viel wichtigere Person als jede »Vertraute« der Heldin einer französischen Tragödie.

»Erlauben Sie mir heute einen Besuch zu machen,« sagte einmal Nastja, während sie ihre Herrin ankleidete.

»Gerne; wohin willst du denn?«

»Nach Tugilowo, zu den Berestows. Die Frau ihres Koches hat Namenstag und war gestern hier, um uns zum Essen zu bitten.«

»Da sieht man es!« sagte Lisa. »Die Herrschaften sind verfeindet, und die Diener laden einander ein.«

»Was gehen uns die Herrschaften an?« entgegnete Nastja. »Außerdem gehöre ich Ihnen und nicht Ihrem Papa. Sie sind doch nicht mit dem jungen Berestow verzankt; mögen nur die Alten streiten, wenn es ihnen Spaß macht.«

»Nastja, gib dir Mühe, Alexej Berestow zu sehen, und sage mir dann, wie er aussieht und was für ein Mensch er ist.«

Nastja versprach es ihr, und Lisa wartete einen ganzen Tag mit Ungeduld auf ihre Rückkehr. Nastja kam gegen Abend. »Nun, Lisaweta Grigorjewna,« sagte sie, ins Zimmer tretend, »ich habe den jungen Berestow gesehen; ich konnte ihn lange genug betrachten; den ganzen Tag waren wir zusammen.«

»Wie kam es nur? Erzähle, erzähle alles der Reihe nach.«

»Bitte sehr: wir gingen hin; ich, Anissja Nenila, Dunjka...«

»Gut, ich weiß es. Nun und weiter?«

»Erlauben Sie, ich will es der Reihe nach erzählen. Wir kamen also gerade zum Essen. Das Zimmer war voll von Menschen. Es waren welche aus Kolbino, aus Sacharjewo da, die Verwaltersfrau mit ihren Töchtern, aus Chlupino ...«

»Nun, und Berestow?«

»Warten Sie. Wir setzten uns zu Tisch. Die Verwaltersfrau auf den ersten Platz, und ich neben sie. Ihre Töchter taten so stolz, aber ich pfeif' auf sie ...«

»Ach, Nastja, wie du mich mit allen diesen Einzelheiten langweilst!«

»Wie ungeduldig Sie doch sind. Nun, wir standen vom Tisch auf ... drei Stunden hatten wir gesessen, und das Essen war so fein: zum Nachtisch gab es blaues, rotes und gestreiftes Gelee ... Wir standen also vom Tische auf und gingen in den Garten, um Fangen zu spielen, – und da kam auch der junge Herr herbei.«

»Nun, ist es wahr, daß er so hübsch ist?« »Wunderhübsch. Man kann wohl sagen, daß er ein schöner Mann ist. Schlank, groß, mit roten Wangen ...« »Wirklich? Und ich hatte mir gedacht, daß er blaß sein muß. Nun, wie kam er dir vor? Traurig, nachdenklich?«

»Was glauben Sie? Einen solchen Wildfang habe ich noch nie gesehen. Es fiel ihm ein, mit uns Fangen zu spielen ...«

»Mit euch Fangen zu spielen! Unmöglich!«

»Es ist sogar sehr möglich. Und was er sich dabei erlaubte! Wenn er nur eine fing, küßte er sie gleich ab.«

»Du magst sagen, was du willst, Nastja, aber es ist nicht wahr.«

»Sie können sich denken, was Sie wollen, aber es ist wahr. Mit Mühe hielt ich ihn mir vom Leibe. Den ganzen Tag gab er sich mit uns ab.«

»Aber man sagt doch, er sei verliebt und sehe keinen Menschen an?«

»Ich weiß es nicht, mich hat er aber schon zu sehr angesehen; auch Tanja, die Verwalterstochter; auch Pascha aus Kolbino; die Wahrheit zu sagen: er hat niemand verschmäht, so ein lustiger Herr!«

»Das ist merkwürdig. Und was sagt man im Hause von ihm?«

»Man sagt, er sei ein lieber Herr, so gut und so lustig. Aber eines ist nur nicht schön: er läuft den Mädchen nach. Ich würde es noch für kein großes Unglück halten: mit der Zeit wird er gesetzter werden.«

»Wie gerne möchte ich ihn sehen!« sagte Lisa mit einem Seufzer.

»Warum sollte das so schwierig sein? Tugilowo ist ja nicht weit von uns, – nur drei Werst; gehen Sie mal in die Gegend spazieren oder reiten Sie aus; Sie werden ihm gewiß begegnen. Er geht jeden Tag am frühen Morgen mit seiner Flinte auf die Jagd.«

»Nein, das geht nicht. Er könnte glauben, daß ich ihm nachlaufe. Außerdem sind unsere Väter verzankt, und ich kann gar nicht seine Bekanntschaft machen. – Ach,

Nastja: weißt du was? Ich will mich als Bäuerin verkleiden!« »Ja, wirklich: ziehen Sie ein grobes Hemd und einen Sarasan an und gehen Sie ohne Bedenken nach Tugilowo; ich wette, Berestow wird Sie nicht an sich vorbeigehen lassen.« »Ich verstehe auch ausgezeichnet wie die hiesigen Bauern zu sprechen. Ach, Nastja, liebe Nastja! Welch ein herrlicher Einfall!« Und Lisa ging zu Bett mit der Absicht, ihren lustigen Plan auch wirklich auszuführen. Gleich am anderen Tag machte sie sich an die Ausführung: sie schickte auf den Markt, ließ grobe Leinwand, blauen Baumwollstoff und Messingknöpfe holen, schnitt sich mit Nastjas Hilfe ein Hemd und einen Sarafan zu, ließ die ganze Gesindestube arbeiten, und am Abend war schon alles fertig. Lisa probierte ihr neues Kleid vor dem Spiegel und mußte sich gestehen, daß sie sich selbst noch nie so hübsch gesehen hatte. Sie repetierte ihre Rolle. Sie verbeugte sich im Gehen, schüttelte dann einigemale den Kopf wie ein Porzellankater, sprach die Bauernsprache, lachte, das Gesicht mit dem Ärmel bedeckend, und Nastja zollte ihr volle Anerkennung. Eines machte ihr nur Schwierigkeiten: sie versuchte barfuß durch den Hof zu gehen, aber der Rasen stach ihre zarten Sohlen, und der Sand und die Steinchen kamen ihr unerträglich vor. Nastja kam ihr auch hier zu Hilfe: sie nahm von Lisas Fuß Maß, lief aufs Feld zum Hirten Trofim und bestellte ihm ein Paar Bastschuhe nach diesem Maße. Am nächsten Tage war Lisa schon beim ersten Morgengrauen wach. Das ganze Haus schlief noch. Nastja erwartete vor dem Tore den Hirten. Die Flöte ertönte, und die Dorfherde zog am Herrenhause vorbei. Trofim gab Nastja im Vorbeigehen die winzigen bunten Bastschuhe und bekam dafür einen halben Rubel als Lohn. Lisa kleidete sich leise als Bäuerin an, gab Nastja flüsternd ihre Anordnungen in bezug auf Miß Jackson, ging durch die Hintertreppe in den Gemüsegarten und lief ins freie Feld.

Im Osten leuchtete das Morgenrot, und die goldenen Reihen der Wolken schienen die Sonne zu erwarten, wie die Höflinge ihren Herrscher erwarten; der heitere Himmel, die Morgenfrische, der Tau, der leise Wind und das Zwitschern der Vögel erfüllten Lisas Herz mit Fröhlichkeit; da sie jemand Bekanntem zu begegnen fürchtete, flog sie buchstäblich dahin. Als sie sich dem Wäldchen an der Grenze des väterlichen Besitztums näherte, verlangsamte sie die Schritte. Hier mußte sie auf Alexej warten. Heftig pochte ihr Herz, sie wußte selbst nicht warum; aber die Furcht, die unsere jugendlichen Streiche begleitet, bildet doch ihren Hauptreiz. Lisa trat in den Schatten de Wäldchens. Dumpfes, wiederhallendes Rauschen begrüßte hier das Mädchen. Ihre lustige Stimmung wurde etwas gedämpft. Allmählich versank sie in süße Träumerei. Sie dachte ... kann man aber mit Sicherheit bestimmen, was sich so ein siebzehnjähriges junges Mädchen allein, im Walde, in der sechsten Morgenstunde denkt? So ging sie nachdenklich auf einem an beiden Seiten von hohen Bäumen

beschatteten Wege, als sie plötzlich von einem schönen Jagdhunde angebellt wurde. Lisa erschrak und schrie auf. Im gleichen Augenblick rief eine Stimme: »Tout-beau, Sogar, ici...,« und ein junger Jäger kam hinter einem Gebüsch hervor. – »Hab' keine Angst, meine Liebe,« sagte er zu Lisa, »mein Hund beißt nicht.« Lisa hatte sich schon von ihrem Schrecken erholt und verstand, sich die Umstände zunutze zu machen. »Aber nein, gnädiger Herr,« sagte sie, indem sie sich halberschrocken und halbschüchtern stellte, »ich habe solche Angst, der Hund ist so böse, gleich wird er wieder lossspringen.« Alexej (der Leser hat ihn natürlich schon erkannt) musterte indessen genau die junge Bäuerin. »Ich begleite dich, wenn du dich fürchtest,« sagte er: »Du erlaubst mir doch, neben dir zu gehen?« – »Wer kann's dir wehren?« antwortete Lisa. »Jeder hat seine Freiheit, und die Landstraße gehört allen.« – »Woher bist du?« – »Aus Prilutschino. Ich bin die Tochter des Schmiedes Wassilij und gehe Pilze sammeln.« (Lisa trug an einem Schnürchen einen Bastkorb.) »Und du, Herr, du bist doch aus Tugilowo, nicht?« – »Gewiß,« antwortete Alexej, »ich bin Kammerdiener des jungen Herrn.« Alexej wollte seine Stellung der ihrigen anpassen, Lisa sah ihn aber an und lachte. »Du lügst,« sagte sie, »ich bin nicht so dumm und sehe, daß du der Herr selbst bist.« – »Woran erkennst du das?« – »An allem.« – »Doch wie?« – »Wie soll man den Herrn vom Diener nicht unterscheiden können? Du trägst dich anders und redest anders und rufst auch den Hund in einer fremden Sprache.« Lisa gefiel Alexej immer mehr. Da er nicht gewohnt war, bei den hübschen Bauernmädchen Umstände zu machen, wollte er sie umarmen; aber Lisa sprang zurück und nahm plötzlich eine strenge und kalte Miene an, die Alexej zwar amüsierte, aber von weiteren Angriffen abhielt. »Wenn Sie wollen, daß wir auch ferner gute Freunde bleiben,« sagte sie wichtig, »so wollen Sie sich nicht wieder vergessen.« – »Wer hat dich diese Weisheit gelehrt?« fragte Alexej lachend. »Vielleicht meine Bekannte Nastja, die Zofe eures gnädigen Fräuleins? Auf solchen Wegen wird jetzt die Aufklärung verbreitet!« – Lisa fühlte, daß sie aus ihrer Rolle gefallen war, und verbesserte sich sofort. »Was denkst du dir denn?« sagte sie: »Komme ich denn nie ins Herrenhaus? Sei unbesorgt: ich habe gar manches gehört und gesehen. Aber,« fuhr sie fort, »wenn ich mit dir plaudere, finde ich keine Pilze. Herr, geh du deinen Weg und ich gehe den meinen. Leben Sie wohl...« Lisa wollte weitergehen, aber Alexej hielt sie bei der Hand zurück. – »Wie heißt du, mein Herz?« – »Akulina,« antwortete Lisa, indem sie sich bemühte, ihre Finger aus der Hand Alexejs zu befreien: »Laß mich, Herr, es ist Zeit, daß ich nach Hause komme.« – »Nun, liebe Akulina, ich werde ganz gewiß deinen Vater, den Schmied Wassilij, besuchen.« – »Was fällt dir ein?« entgegnen Lisa lebhaft. »Um Christi willen, komme nicht. Wenn man zu Hause erfährt, daß ich mit dem jungen Herrn im Wäldchen

geschwatzt habe, geht es mir schlecht; mein Vater, der Schmied Wassilij, wird mich totschlagen.« – »Aber ich will dich unbedingt wiedersehen.« – »Nun, dann komme ich einmal wieder her, um Pilze zu sammeln.« – »Liebe Akulina, ich möchte dich küssen, aber ich wage es nicht. Also morgen um diese Zeit, nicht wahr?« – »Ja, ja.« – »Und du wirst mich nicht betrügen?« -. »Nein.« – »Schwöre es mir.« – »Nun, dann schwöre ich es beim heiligen Freitag, daß ich kommen werde.«

Die jungen Leute trennten sich. Lisa kam aus dem Walde, durchschritt das Feld, schlich sich in den Garten und stürzte Hals über Kopf auf die Meierei, wo Nastja sie erwartete. Hier zog sie sich um, gab auf die Fragen der ungeduldigen Vertrauten zerstreute Antworten und eilte ins Wohnzimmer. Der Tisch war gedeckt, das Frühstück fertig, und Miß Jackson, die bereits fertig geschminkt und so eng geschnürt war, daß ihre Taille an ein Likörglas gemahnte, schnitt dünne Brotscheiben ab. Der Vater lobte sie wegen ihres frühen Spazierganges. »Nichts ist gesünder,« sagte er, »als beim Sonnenaufgang aufzustehen.« Er zitierte mehrere Beispiele langer Lebensdauer, die er aus englischen Zeitschriften geschöpft hatte, und bemerkte, daß alle Menschen, die über hundert Jahre gelebt, keinen Branntwein zu sich genommen hätten und immer, wie im Sommer, so auch im Winter, beim Sonnenaufgang aufgestanden wären. Lisa hörte ihm nicht zu. Im Geiste durchlebte sie von neuem alle Umstände der heutigen Zusammenkunft, die ganze Unterhaltung Akulinas mit dem jungen Jäger, und empfand Gewissensbisse. Vergebens hielt sie sich selbst vor, daß die Unterhaltung die Grenzen des Anstandes nicht überschritten habe und daß ihr Streich keinerlei Folgen haben könne, – ihr Gewissen war lauter als die Stimme der Vernunft. Das Versprechen, das sie für den nächsten Tag gegeben hatte, beunruhigte sie mehr als alles: sie war schon entschlossen, den feierlichen Eid nicht zu halten. Aber Alexej könnte ja, nachdem er auf sie vergebens gewartet, im Dorfe die Tochter des Schmiedes Wassilij, die wirkliche Akulina, ein dickes pockennarbiges Mädel, aufsuchen, – und so würde er hinter ihren leichtsinnigen Streich kommen.

Dieser Gedanke erschreckte sie, und sie entschloß sich, am nächsten Morgen wieder als Akulina ins Wäldchen zu kommen. Alexej war seinerseits entzückt; den ganzen Tag dachte er nur an die neue Bekannte, und nachts wollte das Bild der dunklen Schönen nicht aus seiner Phantasie weichen. Kaum tagte es, als er schon fertig angekleidet war, ohne sich Zeit zu lassen, sein Gewehr zu laden, ging er mit seinem treuen Sbogar ins Feld und eilte nach dem Orte der verabredeten Zusammenkunft. Gegen eine halbe Stunde verging in einer für ihn unerträglichen Erwartung; endlich sah er den blauen Sarafan im Gebüsch schimmern und stürzte der lieben Akulina entgegen. Sie lächelte über sein Entzücken und seine Dankbarkeit; aber Alexej

bemerkte sofort in ihrem Gesicht Spuren von Traurigkeit und Unruhe. Er wollte die Ursache wissen. Lisa gestand, daß ihr Schritt ihr leichtsinnig erscheine, daß sie ihn bereue, daß sie dieses Mal das gegebene Versprechen nicht hätte brechen wollen, daß aber diese Begegnung die letzte sein müsse, und sie ihn bitte, die Bekanntschaft, die zu nichts Gutem führen könnte, abzubrechen. Das alles wurde natürlich in der Bauernsprache gesagt; aber die für ein einfaches Mädchen so ungewöhnlichen Gedanken und Empfindungen setzten in Erstaunen. Er wandte seine ganze Beredsamkeit an, um Akulina von ihrer Absicht abzubringen; er beteuerte ihr die Unschuld seiner Absichten, versprach, ihr niemals Grund zur Reue zu geben und ihr in allen Dingen zu folgen, und beschwor sie, ihn dieser einzigen Freude – sie, und wenn auch nur jeden zweiten Tag oder nur zweimal in der Woche, allein zu sehen, nicht zu berauben. Er redete die Sprache der wahren Leidenschaft und war in diesem Augenblick wirklich verliebt. Lisa hörte ihn schweigend an. »Gib mir dein Wort,« sagte sie endlich, »daß du mich niemals im Dorfe suchen und niemals nach mir fragen wirst. Gib mir dein Wort, keine anderen Zusammenkünfte mit mir zu suchen, als die, die ich selbst bestimme.« Alexej fing schon an, beim heiligen Freitag zu schwören, aber sie hielt ihn lächelnd zurück: »Ich brauche keine Schwüre,« sagte Lisa, »mir genügt dein bloßes Versprechen.« Dann gingen sie freundschaftlich plaudernd durch den Wald, bis Lisa ihm sagte: »Es ist Zeit.« Sie schieden, und Alexej konnte, als er allein geblieben, nicht begreifen, wie das einfache Bauernmädchen es verstanden habe, nach zwei Begegnungen eine solche Macht über ihn zu erlangen. Seine Beziehungen zu Akulina hatten für ihn den Reiz der Neuheit, und obwohl die Vorschriften des sonderbaren Bauernmädchens ihm als eine Last erschienen, kam ihm nie der Gedanke, sein Wort nicht zu halten. Die Sache war die, daß Alexej trotz seines unheimlichen Ringes, der geheimnisvollen Korrespondenz und seiner finsteren Blasiertheit dennoch ein braver, begeisterungsfähiger Jüngling war und ein reines Herz hatte, das sich noch an Unschuld erfreuen konnte.

Könnte ich ganz meinen eigenen Wünschen folgen, so würde ich mit aller Ausführlichkeit die Zusammenkünfte der jungen Leute, das Anwachsen der gegenseitigen Zuneigung und des Vertrauens, ihren Zeitvertreib und ihre Gespräche schildern, aber ich weiß, daß die Mehrzahl meiner Leser diese Freuden nicht teilen würde. Alle diese Einzelheiten müßten süßlich erscheinen, darum übergehe ich sie und bemerke nur ganz kurz, daß noch nicht zwei Monate vergangen waren, als Alexej bis zur Bewußtlosigkeit verliebt war, und auch Lisa, wenn auch schweigsamer als er, doch nicht gleichgültiger als er war. Sie waren beide in der Gegenwart glücklich und dachten wenig an die Zukunft.

Der Gedanke an unzertrennliche Bande kam ihnen recht oft in den Sinn; aber sie hatten noch nie darüber gesprochen. Die Ursache ist ja klar: wie zugetan Alexej seiner geliebten Akulina auch war, mußte er doch immer an den Abstand denken, der ihn von dem armen Bauernmädchen trennte; Lisa aber wußte, welche Feindschaft zwischen ihren Vätern bestand, und wagte es nicht, auf ihre Versöhnung zu hoffen. Außerdem wurde ihr Ehrgeiz heimlich durch die vage romantische Hoffnung aufgestachelt, den Gutsherrn von Tugilowo zu Füßen der Tochter des Schmiedes von Prilutschino zu sehen. Ein plötzlich eingetretenes wichtiges Ereignis hätte aber beinahe ihre gegenseitigen Beziehungen geändert.

An einem heiteren kalten Morgen (einem jener Morgen, an denen unser russischer Herbst so reich ist) ritt Iwan Petrowitsch Berestow aus und nahm für jeden Fall drei Paar Windhunde, einen Stallknecht und mehrere mit Klappern versehene Jungen mit. Um diese selbe Stunde ließ Grigorij Iwanowitsch Muromskij, vom schönen Wetter verführt, seine Stute mit dem englisch gestutzten Schwanz satteln und ritt im Trab durch seinen anglisierten Besitz. Als er sich dem Wäldchen näherte, erblickte er seinen Nachbar, der in einem mit Fuchspelz gefütterten Rock stolz auf seinem Pferde saß und den Hasen erwartete, den die Jungen durch Geschrei und Geklapper aus dem Gebüsch trieben. Hatte Grigorij Iwanowitsch diese Begegnung voraussehen können, so würde er sicher umgekehrt sein; er war aber ganz unerwartet auf Berestow gestoßen und stand plötzlich in der Entfernung eines Pistolenschusses von ihm. Es war nichts zu machen: Muromskij ritt als gebildeter Europäer auf seinen Feind zu und begrüßte ihn höflich. Berestow erwiderte den Gruß mit dem gleichen Anstand, mit dem ein zahmer Bär sich auf Geheiß seines Wärters vor den Herrschaften verbeugt. In diesem Augenblick sprang der Hase aus dem Walde und lief querüberfeld. Berestow und sein Stallknecht schrien aus vollem Halse auf, ließen die Hunde los und folgten im Galopp dem Hasen. Das Pferd Muromskijs, das noch nie auf der Jagd gewesen war, erschrak und begann wild zu rennen. Muromskij, der sich für einen guten Reiter hielt, ließ dem Pferde die Zügel und war innerlich über diesen Zufall froh, der ihn von der unangenehmen Gesellschaft befreite. Als aber das Pferd zu einem Graben gelangte, den es bisher nicht gesehen, warf es sich auf die Seite, und Muromskij fiel aus dem Sattel. Er stürzte schwer auf den hartgefrorenen Boden, lag da und verfluchte seine kurzschwänzige Stute, welche, als wäre sie plötzlich zur Besinnung gekommen, stehen blieb, sobald sie sich ohne Reiter fühlte. Iwan Petrowitsch sprengte auf ihn zu und erkundigte sich, ob er sich nicht wehgetan hätte. Inzwischen kam der Stallknecht mit dem schuldigen Pferd, das er am Zaume führte, zurück. Er half Muromskij in den Sattel und Berestow lud ihn zu sich ein. Muromskij konnte die Einladung nicht abschlagen, da er sich dem Nachbarn gegenüber für verpflichtet fühlte, und so kehrte

Berestow mit Triumph nach Hause zurück, nachdem er einen Hasen erbeutet hatte und seinen Feind, verwundet, fast als Kriegsgefangenen mit sich führte.

Die Nachbarn kamen beim Frühstück in ein freundschaftliches Gespräch. Muromskij bat Berestow um eine Droschke, da er gestehen mußte, daß er nach dem Sturze nicht imstande war, nach Hause zu reiten. Berestow begleitete ihn vor die Haustür, und Muromskij fuhr nicht eher ab, als er von ihm das Versprechen abgenommen, daß er gleich am nächsten Tage (mit Alexej Iwanowitsch) nach Prilutschino kommen und bei ihm freundschaftlich zu Mittag speisen würde. So hatte es den Anschein, daß eine alte, tiefeingewurzelte Feindschaft dank der Scheu einer kurzschwänzigen Stute beigelegt werden sollte. Lisa eilte Grigorij Iwanowitsch entgegen. »Was ist das, Papa?« fragte sie erstaunt: »Warum hinken Sie? Wo ist Ihr Pferd? Wessen Droschke ist das?« – »Das wirst du nicht erraten, my dear,« antwortete ihr Grigorij Iwanowitsch, und erzählte ihr alles, was vorgefallen war. Lisa traute ihren Ohren nicht. Grigorij Iwanowitsch ließ sie gar nicht aus dem Erstaunen herauskommen, indem er ihr erklärte, daß morgen die beiden Berestows bei ihm speisen würden. »Was sagen Sie!« rief sie erbleichend: »Die Berestows, Vater und Sohn! Morgen sollen sie bei uns essen! Nein, Papa, tun Sie, was Sie wollen, aber ich werde mich um keinen Preis zeigen.« – »Was hast du, bist du von Sinnen?« versetzte der Vater: »Seit wann bist du so schüchtern? Oder nährst du eine Erbfeindschaft gegen sie wie eine romantische Heldin? Genug, sei nicht so albern ...« – »Nein, Papa, um nichts auf der Welt, für keine Schätze werde ich mich den Berestows zeigen.«

Grigorij Iwanowitsch zuckte die Achseln und stritt mit ihr nicht mehr, denn er wußte, daß man bei ihr durch Widerspruch nichts erreichen konnte; und er zog sich zurück, um nach diesem folgenschweren Ritte auszuruhen. Lisaweta Grigorjewna ging auf ihr Zimmer und rief Nastja herbei. Sie berieten sich lange wegen des morgigen Besuches. Was wird sich Alexej denken, wenn er im wohlerzogenen Fräulein seine Akulina wiedererkennt? Was für eine Meinung wird er von ihrem Betragen, von ihrem Anstand und von ihrer Vernunft haben? Anderseits wollte Lisa gerne sehen, welchen Eindruck auf ihn eine so unerwartete Begegnung machen würde... Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie teilte ihn Nastja mit; beide freuten sich, als hätten sie einen Schatz gefunden, und beschlossen, den Gedanken unbedingt zu verwirklichen. Am andern Tage fragte Grigorij Iwanowitsch seine Tochter beim Frühstück, ob sie noch immer die Absicht habe, sich vor den Berestows zu verstecken. »Papa,« antwortete Lisa, »wenn Sie wünschen, will ich sie empfangen, aber unter einer Bedingung: wie ich vor ihnen auch erscheine, wie ich mich auch benehme, Sie dürfen mich nicht schelten und auch auf keine Weise Erstaunen oder Unzufriedenheit äußern.« – »Du hast wohl

wieder irgendeinen Streich vor!« sagte Grigorij Iwanowitsch lachend. »Also, gut, ich bin einverstanden, tu was du willst, mein schwarzäugiger Wildfang.« Mit diesen Worten küßte er sie auf die Stirn, und Lisa lief fort, um ihre Vorbereitungen zu machen. Punkt zwei Uhr erschien eine von sechs Pferden gezogene, im Hause gebaute Kutsche und machte eine Runde auf dem mit tiefgrünem Rasen eingefaßten Hof. Der alte Berestow stieg mit Hilfe von zwei livrierten Lakaien Muromskijs die Treppe hinauf. Gleich nach ihn kam auch sein Sohn zu Pferde an und betrat zugleich mit dem Vater das Speisezimmer, wo der Tisch schon gedeckt war. Muromskij empfing seine Gäste in der freundschaftlichsten Weise,

machte ihnen den Vorschlag, vor dem Essen den Garten und den Tierpark anzusehen, und führte sie auf den sorgfältig gekehrten und mit Sand bestreuten Wegen. Der alte Berestow beklagte innerlich die für diese unnützen Dinge verschwendete Arbeit und Zeit, schwieg aber aus Höflichkeit. Sein Sohn teilte weder die Unzufriedenheit des berechnenden Gutsbesitzers, noch das Entzücken des eingebildeten Anglomanen; aber er erwartete mit Ungeduld das Erscheinen der Tochter des Hauses, von der er schon so viel gehört hatte; obwohl sein Herz, wie wir schon wissen, vergeben war, hatte die junge Schöne doch immerhin ein Anrecht auf sein Interesse.

Ins Wohnzimmer zurückgekehrt, setzten sie sich zu dreien hin; während die Alten der früheren Jahre gedachten und sich Anekdoten aus ihrer Dienstzeit erzählten, grübelte Alexej über die Rolle, die er in Lisas Gegenwart spielen sollte. Er entschied sich dafür, daß eine kühle Zerstreutheit in jedem Falle am passendsten wäre, und traf danach seine Vorbereitungen. Die Tür ging auf; er wandte den Kopf mit einer solchen Gleichgültigkeit, mit einer so stolzen Nachlässigkeit, daß das Herz der verstocktesten Kokette unbedingt zusammengefahren wäre. Leider trat statt Lisa die alte Miß Jackson ein, gepudert, geschminkt, eng geschnürt, mit gesenkten Augen und einem kleinen Knicks, und so war die schöne militärische Gebärde Alexejs vergebens. Kaum hatte er seine Kräfte wieder gesammelt, als die Tür von neuem aufging; diesmal war es Lisa. Alle erhoben sich, der Vater fing schon an, ihr die Gäste vorzustellen, als er plötzlich stockte und sich aus die Lippen biß... Lisa, seine dunkle Lisa war bis an die Ohren gepudert und geschminkt, viel ärger als Miß Jackson selbst; die falschen Locken, viel heller als ihr eigenes Haar, waren wie eine Perücke aus der Zeit Ludwig XIV. aufgesteckt; die Ärmel à l'imbecile waren steif wie der Reifrock der Madame de Pompadour; die Taille war so eng geschnürt, daß sie einem X glich, und alle noch nicht verpfändeten Brillanten ihrer Mutter funkelten an ihren Fingern, Hals und Ohren. Alexej konnte in diesem lächerlichen und glänzenden Fräulein seine Akulina nicht wiedererkennen. Sein Vater küßte ihr die Hand, und er folgte ärgerlich seinem

Beispiel; als er ihre weißen Finger berührte, kam es ihm vor, als zitterten sie. Indessen bemerkte er das absichtlich vorgestreckte und kokett beschuhte Füßchen. Das versöhnte ihn einigermaßen mit ihrem übrigen Aufzug. Und was ihre Schminke betrifft, so hatte er sie, offen gestanden, in seiner Herzenseinfalt auf den ersten Blick nicht bemerkt, wie er sie auch später gar nicht sah. Grigorij Iwanowitsch dachte an sein Versprechen und bemühte sich, kein Erstaunen zu zeigen, doch der Streich seiner Tochter kam ihm so amüsant vor, daß er sich kaum beherrschen konnte. Aber der steifen Engländerin war es gar nicht zum Lachen. Sie ahnte, daß Puder und Schminke aus ihrer Kommode entwendet worden waren, und die Röte des Ärgers leuchtete durch das künstliche Weiß ihres Gesichtes hindurch. Sie warf flammende Blicke der jungen Verbrecherin zu, welche alle Erklärungen auf eine andere Gelegenheit aufschob und so tat, als bemerkte sie nichts.

Man setzte sich zu Tisch. Alexej fuhr fort, die Rolle des Zerstreuten und Nachdenklichen zu spielen. Lisa tat geziert, sprach in singendem Ton durch die Zähne und nur französisch. Der Vater sah sie jeden Augenblick an; er begriff nicht, welches Ziel sie dabei verfolgte, aber fand das alles sehr amüsant. Die Engländerin raste innerlich und schwieg; Iwan Petrowitsch allein fühlte sich wie zu Hause, er aß für zwei, trank soviel wie immer, lachte über sein eigenes Lachen und redete von Minute zu Minute freundschaftlicher und lustiger.

Endlich standen sie vom Tische auf; die Gäste empfahlen sich, und Grigorij Iwanowitsch machte seiner Lachlust und Neugier Luft. »Was fiel dir ein, sie zu Narren zu halten?« fragte er Lisa. »Weißt du aber, die weiße Schminke steht dir sehr gut; ich will nicht auf die Geheimnisse der Damentoilette eingehen, aber an deiner Stelle würde ich mich immer schminken, natürlich nicht zuviel, sondern ganz leicht.« Lisa war über den Erfolg ihres Einfalls entzückt. Sie umarmte den Vater, versprach, sich seinen Rat zu überlegen und lief hin, die erzürnte Miß Jackson zu besänftigen, die sie nur mit Mühe bewegen konnte, ihre Tür zu öffnen und ihre Rechtfertigung anzuhören: Lisa hätte sich geschämt, vor den Gästen mit so dunklem Teint zu erscheinen; sie hätte nicht gewagt, sie zu bitten ... sie sei überzeugt, daß die gute liebe Miß Jackson ihr verzeihen würde ... usw. usw. Miß Jackson überzeugte sich, daß Lisa gar nicht daran gedacht habe, sie lächerlich zu machen, beruhigte sich, küßte Lisa und schenkte ihr als Pfand der Versöhnung ein Töpfchen englische weiße Schminke, das Lisa mit dem Ausdrucke aufrichtigen Dankes annahm. Der Leser wird erraten, daß Lisa am folgenden Morgen nicht versäumte, im Wäldchen der Zusammenkünfte zu erscheinen. »Herr, warst du gestern bei unseren Herrschaften?« fragte sie sofort Alexej. »Wie gefiel dir unser gnädiges Fräulein?« Alexej antwortete, daß er sie nicht beachtet habe.

»Schade,« entgegnete Lisa. – »Warum denn schade?« fragte Alexej. – »Weil ich dich fragen wollte, ob es wahr ist, was die Leute sagen ...« – »Was sagen die Leute?« – »Ist es wahr, daß ich dem gnädigen Fräulein ähnlich sehe?« – »Was für Unsinn! Im Vergleich zu dir ist sie ein Scheusal!« – »Ach, Herr, es ist Sünde, so zu sprechen; unser gnädiges Fräulein ist so weiß von Gesicht, so schön geputzt! Wie könnte ich mit ihr vergleichen!« Alexej schwur, daß sie schöner sei als alle die weißen gnädigen Fräuleins, und begann, um sie vollständig zu beruhigen, ihr ihre Herrin so lächerlich zu schildern, daß Lisa herzlich lachen mußte. »Aber,« sagte sie seufzend, »wenn unser Fräulein vielleicht auch lächerlich ist, so bin ich doch im Vergleich zu ihr eine ungebildete dumme Gans.« – »Ach!« sagte Alexej: »Ein großes Unglück! Wenn du willst, werde ich dich lesen und schreiben lehren.« – »Ja, wirklich,« antwortete Lisa, »warum sollte ich es nicht versuchen?« – »Gerne, meine Liebe; wir wollen gleich anfangen.« – Sie setzten sich. Alexej holte Bleistift und Notizbuch aus der Tasche, und Akulina lernte erstaunlich schnell die Buchstaben. Alexej konnte ihre Gelehrigkeit gar nicht genug bewundern. Am nächsten Morgen wollte sie schon zu schreiben versuchen; der Bleistift wollte ihr anfangs nicht gehorchen, aber nach wenigen Minuten malte sie schon die Buchstaben recht ordentlich. »Was für ein Wunder!« sagte Alexej. »Bei uns geht die Sache sogar schneller als nach dem Lancaster-System.« Und in der Tat, bei der dritten Stunde war Lisa bereits imstande, »Natalja, die Bojarentochter« zu lesen; sie unterbrach die Lektüre mit Bemerkungen, die Alexej in aufrichtiges Erstaunen versetzten, füllte auch ein ganzes Blatt Papier mit Sätzen aus der gleichen Erzählung. Nach einer Woche war zwischen ihnen schon ein Briefwechsel im Gange. Als Postbureau diente ihnen eine Höhlung in einer alten Eiche. Nastja versah im geheimen das Amt eines Briefträgers. Dorthin brachte Alexej seine mit großen Buchstaben geschriebenen Briefe und fand dort die auf einfaches blaues Papier gekritzelten Krähenfüße seiner Geliebten. Akulina eignete sich eine gute Ausdrucksweise an, und ihr Geist bildete und entwickelte sich zusehends.

Indessen festigte sich die vor kurzem geschlossene Bekanntschaft zwischen Iwan Petrowitsch Berestow und Grigorij Iwanowitsch Muromskij immer mehr; sie verwandelte sich bald in Freundschaft, und zwar aus folgenden Gründen: Muromskij hatte oft darüber nachgedacht, daß das ganze Gut Iwan Petrowitschs nach dessen Tode auf Alexej Iwanowitsch übergehen sollte, der in diesem Falle einer der reichsten Gutsbesitzer im Gouvernement werden würde; daher liege gar kein Grund vor, warum er Lisa nicht heiraten solle. Der alte Berestow seinerseits hielt zwar seinen Nachbarn für etwas verrückt (von der englischen Narrheit besessen, wie er sich ausdrückte), leugnete darum aber doch seine vielen Vorzüge nicht, z. B. seine seltene Tüchtigkeit; Grigorij Iwanowitsch war nahe verwandt mit dem Grafen Pronskij, einem

angesehenen und einflußreichen Manne; der Graf könnte Alexej sehr nützlich sein, und Muromskij (so glaubte Iwan Petrowitsch), würde sich wahrscheinlich freuen, seine Tochter so gut verheiraten zu können. Die Alten überlegten sich die Sache, ein jeder bei sich, so lange, bis sie endlich ihre Ansichten austauschten; sie umarmten sich, versprachen, die Sache in Angriff zu nehmen, und begannen, ein jeder von seiner Seite, vorzuarbeiten. Muromskij hatte noch eine große Schwierigkeit zu bewältigen: seine Betsy zu überreden, Alexej, den sie seit jenem denkwürdigen Mittagessen nicht mehr gesehen hatte, näher kennen zu lernen. Es hatte den Anschein, als gefielen sie einander sehr wenig; Alexej hatte wenigstens seinen Besuch in Prilutschino nicht mehr wiederholt, und Lisa zog sich immer auf ihr Zimmer zurück, wenn Iwan Petrowitsch die Ehre seines Besuches machte. »Aber,« dachte sich Grigorij Iwanowitsch, »wenn Alexej jeden Tag zu mir kommt, wird Betsy sich in ihn verlieben müssen. Das ist in der Ordnung der Dinge. Die Zeit wird das ihrige tun.« Iwan Petrowitsch machte sich weniger Sorgen um den Erfolg seiner Absichten. Er ließ seinen Sohn noch am selben Abend zu sich ins Kabinett kommen, steckte sich eine Pfeife an und sagte nach einem Schweigen: »Warum sprichst du nicht mehr vom Militärdienst, Aljoscha? Oder lockt dich die Husarenuniform nicht mehr?« – »Nein, Väterchen,« antwortete Alexej respektvoll: »ich sehe, es ist Ihnen nicht gefällig, daß ich zu den Husaren gehe; meine Pflicht ist es, Ihnen zu gehorchen.« – »Gut,« antwortete Iwan Petrowitsch, »ich sehe, daß du ein gehorsamer Sohn bist; das ist für mich ein Trost, und ich will dich nicht zwingen, jetzt gleich ... in den Zivildienst zu treten; vorläufig möchte ich dich verheiraten.«

»Mit wem, Väterchen?« fragte Alexej erstaunt.

»Mit Lisaweta Grigorjewna Muromskaja,« antwortete Iwan Petrowitsch. »Die Braut ist doch nett?« »Väterchen, ans Heiraten denke ich noch nicht.«

»Du denkst noch nicht, aber ich habe statt deiner nachgedacht und mir alles überlegt.«

»Wie Sie wünschen, aber Lisa Muromskaja gefällt mir gar nicht.«

»Sie wird dir schon später gefallen. Wenn du dich an sie gewöhnst, wirst du sie auch lieb gewinnen.«

»Ich halte mich nicht für fähig, sie glücklich zu machen.«

»Ihr Glück geht dich nichts an. Wie? So achtest du den Willen des Vaters? Das ist ja schön!«

»Wie Sie wünschen, aber ich will nicht heiraten und werde auch nicht heiraten.«

»Du wirst heiraten, oder ich werde dich verfluchen und das Gut – das schwöre ich dir bei Gott! – verkaufen oder verschwenden und dir keinen Heller hinterlassen. Ich gebe dir drei Tage zum Nachdenken, inzwischen sollst du dich nicht unterstehen, mir vor die Augen zu kommen.«

Alexej wußte, daß, wenn sein Vater sich etwas in den Kopf setzte, man es ihm nicht mal mit einem Nagel, wie sich Taras Skotinin ausdrückte, wieder austreiben konnte. Aber Alexej war seinem Vater nachgeraten und ebenso starrköpfig wie er. Er ging auf sein Zimmer und begann zu grübeln über die Grenzen der väterlichen Gewalt, über Lisaweta Grigorjewna, über seines Vaters feierliches Versprechen, ihn zu einem Bettler zu machen, und endlich über Akulina. Zum ersten Male sah er ganz klar, daß er sie leidenschaftlich liebte; der romantische Gedanke, ein Bauernmädchen zu heiraten und von seiner Hände Arbeit zu leben, setzte sich in seinem Kopfe fest, und je mehr er über seinen entscheidenden Schritt nachdachte, um so vernünftiger erschien er ihm. Seit einiger Zeit hatten die Zusammenkünfte im Wäldchen infolge des regnerischen Wetters aufgehört. Er schrieb Akulina mit seiner leserlichen Handschrift und in einem ganz rasenden Stil einen Brief, teilte ihr das ihm drohende Unheil mit und bot ihr seine Hand an. Er trug den Brief sofort auf ihr Postamt in der Eiche und legte sich, überaus mit sich zufrieden, schlafen.

Am anderen Morgen ritt Alexej, fest entschlossen, zu Muromskij, um sich mit ihm offen auszusprechen. Er hoffte, seine Großmut zu erregen und ihn für sich zu gewinnen. »Ist Grigorij Iwanowitsch zu Hause?« fragte er, sein Pferd vor dem Herrenhause von Prilutschino anhaltend.

»Zu Befehl, nein,« antwortete der Diener. »Grigorij Iwanowitsch sind am frühen Morgen ausgeritten.« – »Wie ärgerlich!« dachte sich Alexej. »Ist wenigstens Lisaweta Grigorjewna zu Hause?« – »Sie ist zu Hause.« Alexej sprang vom Pferde, gab die Zügel dem Diener und ging unangemeldet ins Haus.

»Jetzt wird sich alles entscheiden,« dachte er sich, als er sich dem Wohnzimmer näherte. »Ich will mich mit ihr selbst aussprechen.« Er trat ein ... und erstarrte! Lisa ... nein, Akulina, seine liebe, braune Akulina, nicht in ihrem Sarafan, sondern in einem weißen Morgenkleidchen saß am Fenster und las seinen Brief; sie war so vertieft, daß sie ihn nicht eintreten hörte. Alexej konnte sich eines freudigen Ausrufes nicht enthalten. Lisa fuhr zusammen, hob den Kopf, schrie auf und wollte fortlaufen. »Akulina, Akulina! ...« Lisa versuchte sich von ihm zu befreien... »Mais laizzes-moi donc, monsieur: mais êtes vous fou!« rief sie, sich von ihm wegwendend. »Akulina! Meine liebe Akulina!« wiederholte er, ihr die Hände küssend. Miß Jackson, die Zeugin

dieser Szene war, wußte nicht, was sie sich denken sollte. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Grigorij Iwanowitsch trat ein.

»Aha!« sagte Muromskij: »Es scheint, ihr habt die Sache schon selbst ins Reine gebracht...«

Die Leser werden mich der überflüssigen Verpflichtung entbinden, auch noch die Lösung zu beschreiben.

Alexander Puschkin, 1831

Empfehlungen:

Emma, Die Abtei von Northanger, Stolz und Vorurteil , Verstand und Gefühl. Jane Austen

Vater Goriot, Das Chagrinleder , Tante Lisbeth. Honoré de Balzac

Onkel Toms Hütte. Harriet Beecher Stowe

Das Dekameron, Fiammetta, Die Nymphe von Fiesole. Giovanni Boccaccio

Der Scharlachrote Buchstabe. N. Hawthorne

Das Leben ein Traum, Der Richter von Zalamea. Pedro Calderón de la Barca

Pinocchio. Carlo Collodi

Die Göttliche Komödie, Das neue Leben . Dante Alighieri

Robinson Crusoe. Daniel Defoe

Oliver Twist, David Copperfield , Dombey und Sohn. Charles Dickens

Der Idiot, Die Brüder Karamasow, Verbrechen und Strafe, Die Dämonen. Fjodor Dostojewski

Die Abenteuer des Sherlock Holmes, Seine Abschiedsvorstellung . Arthur Conan Doyle

Die Drei Musketiere, Zwanzig Jahre nachher , Der Graf von Monte Christo. Alexandre Dumas

Der Kaiser , Kleopatra. Georg Ebers

Der große Gatsby. F. Scott Fitzgerald

Die Rote Lilie. Anatole France

Faust. Eine Tragödie, Die Leiden des jungen Werther, Egmont J. W. Goethe

Der Mantel, Die toten Seelen, Taraß Bulba N. Gogol

Der Scharlachrote Buchstabe. N. Hawthorne

Der Glöckner von Notre-Dame, Die Elenden. Victor Hugo

Der Process, Die Verwandlung, Das Schloß. Franz Kafka

Martin Eden, Ruf der Wildnis, Wolfsblut. Jack London

Bel-Ami. Guy de Maupassant

Moby-Dick; oder: Der Wal, Bartleby der Schreiber. Herman Melville

Also sprach Zarathustra, Die Geburt der Tragödie. Friedrich Nietzsche

Eugen Onegin, Pique Dame. Alexander Puschkin

Der Schwarze Korsar, Der algerische Panther Emilio Salgari

Kabale und Liebe, Wilhelm Tell, Die Räuber. Friedrich Schiller

Der Altertümler, Quentin Durward. Walter Scott

Othello, König Lear, Romeo und Julia, Hamlet, Macbeth. William Shakespeare

Die Schatzinsel. Robert Louis Stevenson

Väter und Söhne, Aufzeichnungen eines Jägers Iwan Turgenew

Die Abenteuer des Tom Sawyer. Mark Twain

Ein Kapitän von 15 Jahren, Die Kinder des Kapitäns Grant. Jules Verne

Das Bildnis des Dorian Gray, Das Gespenst von Canterville Oscar Wilde

Der Amokläufer, Brennendes Geheimnis, Schachnovelle, 24 Stunden aus dem Leben einer Frau Stefan Zweig